

DIE WELTWOCHEN



Die neuen Schamanen

Klimaforscher sind eine Gefahr für Wissenschaft und klares Denken.

Urs Paul Engeler

Segen für die Menschheit

Google, Facebook und Co. machen uns freier und reicher. *Beat Gygi*

Mein Leben als Playmate

Das Schweizer Model Taylor Brumann über seinen Körper, Frauen, Männer und das Überleben im Ausgang. *Roman Zeller*

Geniales Japan
Naturkatastrophen und Kriege:
Wie die älteste Monarchie
der Welt dem Unheil trotzte

4 197407 006904 29



OFFICIAL TIMEKEEPER

RECORDING OLYMPIC DREAMS SINCE 1932

Alle Athleten haben einen Traum. Er lebt in ihren Herzen und lässt sie nach dem Sieg greifen. An den Olympischen Spielen in Tokio wird diesen Träumen eine Bühne gegeben. Es ist der Moment, an dem Inspiration auf Leistungskraft trifft, Ehrgeiz auf Präzision, und an dem der Offizielle Zeitnehmer OMEGA dies alles festhält.

Ω
OMEGA

Die Natur ist stärker als der Mensch

Über 160 Menschen sind gestorben, Hunderte werden noch vermisst. Die Bilanz der Unwetter in Deutschland ist verheerend. Der Schaden ist immens, das Versagen der politischen Elite kolossal. Jetzt steigen sie fotogen auf den Sandsäcken herum und orakeln über Klimaschutz. Man verbitte sich «vorschnelle Schuldzuweisungen», fordern die Politiker.

Egal, was bei den Abklärungen herauskommt. Am Endresultat wird sich nichts ändern. Die politische Führungselite der Bundesrepublik ist an der elementarsten Staatsaufgabe krachend, umfassend gescheitert: die eigenen Bürger vor absehbaren Gefahren zu schützen. Es ist ja nicht so, dass die Fluten aus heiterem Himmel kamen. Die Behörden waren vor der Katastrophe gewarnt. Seit Tagen.

Was für ein Bild der politischen Unfähigkeit, der Impotenz: Eben noch hatten wir den allzuständigen Gesundheits- und Lebensretterstaat, der mikroskopischen Viren unerbittlich hinterherjagt, die Bürger einsperrt, Freiheitsrechte kassiert und alle Skeptiker und Abtrünnigen zu Gesetzlosen erklärt, die es mit voller polizeilicher Wucht in Schach zu halten gelte.

Wehe, irgendein «Corona-Leugner» wagte es während der letzten Monate, die behördlichen Gebote zu missachten. Die Wasserwerfer der Polizei waren in Lichtgeschwindigkeit zur Stelle, die Megafone und die Notfallkommandos. Nun aber, als man die Leute hätte warnen, instruieren, evakuieren sollen, scheinen die Einsatzwagen in den Garagen geblieben zu sein. Eine britische Hydrologin spricht von «monumentalem Systemversagen».

Und die deutschen Experten? Sie waren wohl zu sehr damit beschäftigt, das Klima in fünfzig bis hundert Jahren vorauszusagen, anstatt die Gegenwart zu sehen. Nachgerade zynisch sind die Klimaforscher, die noch während der Katastrophe, als Leute in ihren Häusern ertranken, die Regenfluten fast triumphierend als unumstösslichen Letztbeweis für ihre planetarischen Untergangsvisionen deuteten.

Nähern wir uns hier tatsächlich wieder vorneuzeitlichen Weltanschauungen? Auch damals glaubten Gelehrte und Mediziner, die «Signale der Natur» (Reto Knutti) lesen zu können, mit der Umwelt zu kommunizieren, als wäre diese eine Person, beseelt, eine Gottheit, die von den frevlerischen Menschen periodisch verärgert werde und deshalb Rache übe, Vergeltung nehme durch Missernten und Katastrophen, es sei denn, man stimme die zornige Göttin durch Opfergaben gnädig.

Jetzt geht die Suche nach den Schuldigen los. Die Grünen fordern mehr Geld und mehr Verbote fürs Klima. Es erschallt der Ruf nach noch mehr Zentralismus. Typisch. Seit Jahrtausenden missbrauchen Politiker automatenhaft jedes Unglück, jeden Krieg, jede

Bereits heute machen die Staaten fast alles. Deshalb machen sie fast nichts richtig.

Krise, jeden Vorfall, jedes Vorkommnis, jede Prognose, um daraus die Forderung nach noch mehr Staat, das heisst: nach noch mehr Macht und Geld für die überblähte Politik, also für sich selber, abzuleiten.

Zentralismus aber ist Gift. Bereits heute machen die Staaten fast alles. Deshalb machen sie fast nichts richtig. Vor lauter Gleichstellung, Genderismus, Ausländerintegration, Sozialfürsorge, Sprechverboten, Bildungs-, Gesellschafts- und Klimapolitik sind sie nicht mehr in der Lage, jene Aufgaben zu erfüllen, für die sie eigentlich erfunden wurden: die Bürger zu schützen, dort, wo sie es alleine nicht können, bei Kriegen oder Katastrophen, wenn die Behörden dann tatsächlich gefordert wären.

Vielleicht liegt hier auch ein Grund, warum die Schweiz besser durch die Unwetter gekommen ist. Wir haben weniger Berufspolitiker als Deutschland. Föderalismus, Kantönliche, lokale Eigenverantwortung,

Milizsystem, geordnete Anarchie: Das Krisenmanagement scheint besser zu funktionieren, weil noch nicht ganz alles von unten nach oben delegiert, hochgeschoben wurde. Zwar zerren auch bei uns die Politiker mehr Macht an sich, aber der kulturell verankerte Widerstand ist grösser. Noch.

Und bitte keine Missverständnisse: Niemand ist gegen Umweltschutz und saubere Luft. Es ist eine Frechheit, dass man sich heute vor den Medien dauernd rechtfertigen muss, wenn man nicht automatisch einsteigt auf die rot-grüne Klimapolitik, die dem Klima wenig, den Politikern dafür umso mehr hilft. Die Grün-Roten haben dank ihren Komplizen, den Medien, den Umweltschutz gekapert, in Geiselhaft genommen, um damit ihren Ökosozialismus voranzubringen. Fast niemand hinterfragt es. Das ist gefährlich.

Der Mensch ist nicht das Mass aller Dinge. Sosehr wir uns auch bemühen, den Thron des Schöpfers zu erklimmen, es wird nicht gelingen. Es gibt grössere Mächte auf dieser Welt. Fahrt Elektro, dann gibt es keine Unwetter mehr. Opfert euren Wohlstand und die Marktwirtschaft, damit die Sonne nicht mehr böse ist. Die Idee, dass der Mensch das Wetter und das Weltklima bequem steuern kann wie bei sich zu Hause die Zimmertemperatur, übertrumpft sogar den Aberglauben der Naturvölker, die wenigstens über sich noch einen Gott geduldet haben.

Die Natur ist stärker als der Mensch. Wer das akzeptiert, hat schon viel erreicht. Dann nämlich geht es darum, das zu tun, was Menschen immer schon getan haben: Man passt sich an. Man ist demütig. Man ist erfinderisch. Am anpassungs- und überlebensfähigsten sind freiheitliche, demokratische, offene, flexible Gesellschaften. Ihr Gegenteil ist der autoritäre, intolerante, auf Neid und Machtgier, also auf Sand gebaute rot-grüne Öko-Staat. Ihn zu verhindern, ist der grösste Gefallen, den wir uns und der Natur tun können. R. K.

Japan-Spezial, Kriminalität in Schweden, Playmate Taylor Brumann, Wohlstand dank Big Tech

Morgen werden in Tokio mit einem Jahr Verspätung die Olympischen Spiele eröffnet. Wir nehmen dies zum Anlass für einen Japan-Schwerpunkt, der gleichzeitig einen Kontrapunkt setzt: Bevor der Sport das Zepter ergreift, geben wir in unserem «Literatur und Kunst»-Teil Autoren das Wort, die uns eine faszinierend fremde Kultur nahebringen. Japankenner wie Urs Schoettli, führende Japanologinnen wie Irmela Hijiya-Kirschner oder der Japanologie-Professor David Chiavacci erklären, was das Land so besonders macht: von Manga bis Murakami, vom Mythos Samurai bis zu der Ästhetik im Alltag und dem Hang zum Perfektionismus, der sich in der Teezeremonie ebenso zeigt wie in der Autoindustrie. Wir erfahren auch, was hinter dem vorbildlichen Umgang der Japaner mit Naturkatastrophen steckt und welche Rolle das japanische Kaiserhaus heute noch spielt – es ist die älteste Monarchie der Welt. **Seite 40, 49–63, 71–73**

Kaum bemerkt von der Weltöffentlichkeit, ist Schweden zum Spitzenreiter in der europäischen Kriminalstatistik aufgestiegen. Das skandinavische Land, einst bekannt für seine Sozialidylle, verzeichnet die meisten Diebstähle, die meisten Sexualdelikte, die meisten Vergewaltigungen, die meisten Schiessereien und weltweit die grösste Anzahl von Sprengstoffanschlägen in Friedenszeiten. In zahlreichen Gebieten des Landes fühlen sich die Sicherheitsbehörden machtlos. «Wir arbeiten in einem Kriegsgebiet, obwohl wir nicht



Interessant und gut gelaunt:
Model Brumann.

für Kriegseinsätze ausgerüstet sind», sagt ein Polizist mit Fronterfahrung im Gespräch mit der *Weltwoche*. «Diese Gebiete gehören nicht mehr zu Schweden.» Eine Politik der offenen Türen, hohe Migrationszahlen, vorwiegend aus Nahost, und mangelnder politischer Wille, Recht und Ordnung zu etablieren, hätten Teile Schwedens an den Rand des Kollapses gebracht. **Seite 32**

Taylor Brumann ist eine faszinierende Persönlichkeit: Die Schweizerin mit schwedisch-amerikanischen Wurzeln wuchs in Basel bei ihrer Grossmutter auf. Mit achtzehn begann sie zu modeln, in diesem Jahr war sie als «Miss Mai» auf einer zehnteiligen Bildstrecke im deutschen *Playboy* zu sehen. Reporter Roman Zeller traf Brumann zum Interview in einer Bar in Zürich. Bestens gelaunt erzählte sie unter anderem, dass sie in wenigen Tagen den Hawaiianer Jay Alvarrez besuchen werde. Sie habe mit dem Model und wohl berühmtesten *travel*-Influencer der Welt seit über einem Jahr täglich Kontakt. «Wir daten uns», so Brumann. **Seite 44**

Immer wieder schauen wir aufs Handy, um die E-Mails zu kontrollieren, dann kurz auf Twitter und Facebook, Dutzende Male pro Tag, es geschieht fast unbewusst. Nicht bewusst ist vielen auch, wie viel diese Social Media eigentlich wert sind. Die modernen Technologieriesen sind eine Bereicherung, ja ein Segen für die Menschheit. Zu mächtig seien sie geworden, finden aber Politiker der Regierung Biden und der EU. Die Internetfirmen würden ihre Marktmacht missbrauchen, Innovationen unterdrücken, unsorgfältig mit Daten umgehen. Die Politiker wollen Big Tech an die Kandare nehmen, wodurch enorme Werte aufs Spiel gesetzt würden. Auch Donald Trump will die Firmen vor Gericht bringen, weil sie die Meinungsfreiheit einschränkten, wie der amerikanische Anwalt Alan Dershowitz hier darlegt. **Seite 24 und 39**

Ihre Weltwoche

IMPRESSUM

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Die Weltwoche erscheint donnerstags.

Redaktion und Verlag: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, www.weltwoche.ch, E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch, verlag@weltwoche.ch, leserbriefe@weltwoche.ch.

Abo-Service: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91, E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch.

Jahresabonnement Inland Fr. 346.– (inkl. MwSt.). Schnupperabonnement Inland Fr. 38.– (inkl. MwSt.). Weitere Angebote für In- und Ausland unter www.weltwoche.ch/abo

Chefredaktor: Roger Köppel. **Verlagsleitung:** Sandro Gianini. **Betriebsleitung:** Samuel Hofmann. **Corporate Publishing:** Florian Schwab.

Anzeigenverkauf: Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07, E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch. **Online-Vermarktung:** GLA United. E-Mail: weltwoche@gla-united.com

Druck: Print Media Corporation, PMC, Oetwil am See. Die Weltwoche wird gedruckt in der Schweiz auf schweizerischem Papier, das auf der Basis von hochwertigem Durchforstungsholz, Altpapier und Zellulose hergestellt wurde. Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.

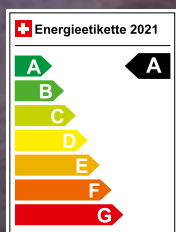
Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.

JETZT PROFITIEREN

UX 250h LIMITED

PREISVORTEIL CHF 5 000.–

Vom dynamischem Frontbereich über die sportliche Silhouette bis hin zum einzigartigen Heckdesign verfolgt der brandneue Lexus UX LIMITED einen kühnen neuen Ansatz im Crossover-Segment. Jetzt mit einem Kundenvorteil von CHF 5 000.–.



 **LEXUS**
EXPERIENCE AMAZING

Lexus UX250h AWD Limited ab CHF 49 900.– inkl. MwSt. (inklusive kostenloser Ausstattung und Zubehör im Wert von CHF 5 000.–), 135kW / 184PS, Ø Verbrauch 59l/100 km, Ø CO₂-Emissionen 134 g/km, Energie-E. A. Ø CO₂-Emission aller in der Schweiz immatrikulierten Fahrzeugmodelle: 169 g / km. Zielwert Ø CO₂-Emission aller in der Schweiz immatrikulierten Fahrzeugmodelle 118 g/km. Gemäss Prüfzyklus WLTP. Sämtliche Preisangaben verstehen sich als unverbindliche Preisempfehlung inkl. MwSt. Weitere Informationen finden Sie auf www.lexus.ch



Aberglauben statt Wissenschaft: Seite 16



Plädoyer für soziale Medien: Seite 24



Klare Grenzen: Taylor Brumann. Seite 44

DIESE WOCHE

- 3 Editorial
- 4 Intern
- 8 Eilmeldung
Verfassungsschänder am Werk
- 9 Peter Rothenbühler
Liebe Ex-Geliebte von Guy Lachappelle
- 10 Tagebuch Jacob Keidar
- 12 Bern Bundeshaus
Trommeln auf allen Kanälen
- 15 Blick in die Zeit
- 16 Wetterschamanen und Klimaprediger
Fragwürdige Forschung
- 18 Weniger Todesfälle und Schäden
Die Lügen der Klimaaktivisten
- 20 News
- 20 Personenkontrolle
- 22 Mörgeli Sommarugas Gummistiefel
- 22 Zweierlei Mass Der Todesschütze beim
Kapitolsturm war ein schwarzer Polizist
- 23 Peter Bodenmann
«Fit for 65» mit Thomas Jordan?
- 24 Big Tech ist ein Segen für die Menschheit
Plädoyer für Facebook, Google et cetera
- 26 Toxisches aus den Teppichetagen
Was sagt Guy Lachappelles Ex-Geliebte?
- 27 Mullah-Komplott in Brooklyn
Der Fall von Masih Alinejad
- 28 Erbadel der Superstars
Das Elend der Promi-Kinder
- 30 Gegenrede
Polen wird zu Unrecht beschuldigt
- 31 Kurt W. Zimmermann
Die Villa, die Jacht, das Weingut

- 32 «Wir arbeiten in einem Kriegsgebiet»
Ein schwedischer Frontpolizist erzählt
- 34 Wie der Bund die Impfung schönredet
Kampagne mit offenen Fragen
- 35 Brief aus Havanna
- 36 Die glorreichen Drei Wer ist der Grösste:
Federer, Nadal oder Djokovic?
- 38 Inside Washington
- 39 Alan Dershowitz «Twitter und Facebook
tun Schreckliches»
- 40 Aus der Katastrophe geboren
Japan zeigt, wie man Krisen meistert
- 42 Corona-Showdown in Bern
Kampf gegen das verschärfte Covid-Gesetz
- 43 Thilo Sarrazin
Politik im Wolkenkuckucksheim
- 44 Taylor Brumann Schweizer Playmate
über Männer, Feminismus und Anmache
- 46 Leserbriefe
- 47 Nachrufe Kurt Westergaard,
Dschihan Sadat
- 48 Beat Gygi
Klimakungeleien werden Mode

LITERATUR UND KUNST

- 49 Ikone der Woche
- 50 Japans Gesellschaftsvertrag
Essay von Urs Schoettli
- 52 Bücher der Woche
- 56 Kultur der Perfektion
Japans Streben nach Exzellenz
- 58 Manga als unscharfe Kategorie
Flow – Erzählen im Manga

- 59 Games «Animal Crossing: New Horizons»
- 60 Kino Tokios Monsterkiste
- 60 Kunst Liebe, Kriege, Festlichkeiten:
Facetten der narrativen Kunst aus Japan
- 62 Im Landeanflug Stärken und Schwächen
der japanischen Gesellschaft

LEBEN HEUTE

- 64 Wunderbare Welt
- 64 Unten durch
- 65 Fast verliebt
- 66 Sehnsuchtsorte
- 67 Lebensläufe
- 67 Thiel
- 69 Essen
- 68 Wein
- 69 Auto
- 69 Objekt der Woche
- 70 Zeitzeichen
- 70 Dr. M.
- 71 Mittagessen mit ... Gen Aoto,
japanischer Geschäftsmann
- 72 Lebende Götter
Mythos des japanischen Kaiserhauses
- 74 Tamara Wernli
Liebe ist Liebe

ERFAHREN SIE NEUE DIMENSIONEN: NEW SUZUKI ACROSS PLUG-IN-HYBRID 4x4 AUTOMAT



BEREITS FÜR **Fr. 57 990.-** ODER AB **Fr. 374.-** /MONAT

HIGHLIGHTS

- HOCHMODERNES PLUG-IN-HYBRIDSYSTEM
- 75 KM REIN ELEKTRISCHE REICHWEITE
- ELEKTRONISCHES 4x4-SYSTEM
- GERÄUMIGER 490L-GEPÄCKRAUM

SUZUKI FAHREN, TREIBSTOFF SPAREN: New Suzuki Across 4x4 Hybrid Automat, Fr. 57 990.-, Treibstoff-Normverbrauch: 1.0l/100km, Energieeffizienz-Kategorie: A, CO₂-Emissionen: 22g/km.

SUZUKI
0.4%
MIT-LEASING

Leasing-Konditionen: 24 Monate Laufzeit, 10000 km pro Jahr, effektiver Jahreszins 0.4%. Vollkaskoversicherung obligatorisch, Sonderzahlung: 30% vom Nettoverkaufspreis. Der Leasing-Zinssatz ist an die Laufzeit gebunden. Ihr offizieller Suzuki Fachhändler unterbreitet Ihnen gerne ein individuell auf Sie zugeschnittenes Leasing-Angebot für den Suzuki Ihrer Wahl. Leasing-Partner ist die MultiLease AG. **Sämtliche Preisangaben verstehen sich als unverbindliche Preisempfehlung inkl. MwSt.**



Die kompakte Nr. 1


SUZUKI

Way of Life!

www.suzuki.ch

Verfassungsschänder am Werk

Beim Thema «Ehe für alle» verdeckt Strafrechtsprofessor Daniel Jositsch die juristischen Tatsachen mit seinen persönlichen Ansichten, um eigenmächtig die Verfassung ausser Kraft zu setzen.

Christoph Blocher

Es ist üblich geworden, dass irgendwelche Personen, die sich mit akademischen Titeln zieren – darunter auch ernsthafte Wissenschaftler –, sich als allein zuständige Verfassungsgesetzgeber aufspielen und versuchen, das «tumbe» Volk Mores zu lehren.

Dabei ist doch klar: In der Schweiz sind allein die Mehrheit der Stimmbürger und kumulativ die Mehrheit der Kantone für den Erlass und die Änderung der Bundesverfassung zuständig. Diese und niemand sonst – auch nicht Verfassungsjuristen, Rechtsprofessoren oder Bundesrichter – haben das Recht, die Macht der Gesetzgebung an sich zu reißen.

Doch leider gilt dies immer weniger, wie ein neustes Beispiel zeigt: Daniel Jositsch, von Beruf Strafrechtsprofessor und Mitglied der juristischen Fakultät der Universität Zürich, nebenbei auch SP-Ständerat, vertritt in einem Meinungsbeitrag zur Vorlage «Ehe für alle» in der *Neuen Zürcher Zeitung* die Auffassung, dass gemäss heutiger Bundesverfassung die Ehe nicht auf Frau und Mann beschränkt sei.

Was sagt die bundesrätliche Botschaft?

Ich habe es anders gelernt, und bis heute haben es alle auch rechtlich anders gelesen und gelebt. Rechtlich ist die Ehe heute die verfassungsmässige und gesetzlich geordnete Verbindung zweier Personen unterschiedlichen Geschlechts mit Ausschliesslichkeitscharakter.

Nun merkt natürlich der Herr Professor des Rechts, dass er etwas vertritt, das nicht hieb- und stichfest ist. Er versucht sich zu rechtfertigen und belehrt uns, dass die heute laut Verfassung und Zivilrecht geregelte Beschränkung der Ehe auf Mann und Frau zwar dem «klassischen Verfassungsverständnis» entspreche; man müsse aber die Verfassung bloss «zeitgemäss interpretieren», dann falle die laut Verfassung und Zivilrecht geregelte Beschränkung der Ehe auf Mann und Frau dahin.

Ist das erlaubt? Ich fühle mich als Stimmbürger nicht nur verunsichert, sondern betrogen. Und ich gehe ernsthaft der Frage nach, was denn in der Bundesverfassung steht. Welche Verfassung haben Volk und Stände auf-

grund welcher zugehörigen Botschaft beschlossen? Ich gehe nicht zurück bis 1848, auch nicht auf die Totalrevision von 1874, sondern beschäftige mich mit der modernen Verfassungsabstimmung von 1999.

Artikel 14 der Bundesverfassung («Das Recht auf Ehe und Familie ist gewährleistet») beschränkt heute die Ehe eindeutig auf heterosexuelle Paare – also auf Frau und Mann. Dies



Unausgesprochene Motive: Jositsch.

haben denn auch Bundesrat und Parlament für die Stimmbürger in der Botschaft zur neuen Bundesverfassung 1999 unmissverständlich festgehalten. Diese Botschaft sprach auf den Seiten 154 und 155 Klartext: Die Ehe beschränke sich auf «die Verbindung zwischen Mann und Frau», sie erstrecke sich «weder auf Ehen zwi-

Es ist höchst befremdlich, wenn ein Rechtslehrer das geltende Recht einfach «zeitgemäss interpretiert».

schen Transsexuellen noch auf homosexuelle Ehen». Ebenso anerkenne Artikel 12 der Europäischen Menschenrechtskonvention das Recht auf Heirat und Familiengründung jedem Mann und jeder Frau zu, «vorausgesetzt, es handelt sich um eine Verbindung zwischen zwei Menschen unterschiedlichen Geschlechts». (Was der Europäische Gerichtshof übrigens in einem ganz aktuellen Urteil bestätigt.)

Auch hält die bundesrätliche Botschaft zu Artikel 14 der Bundesverfassung ausdrücklich

fest: «Eine Ausweitung auf alle Formen des Zusammenlebens würde heute dem Grundgedanken des Instituts Ehe widersprechen.» Genau darum wurde für homosexuelle Paare in meiner Amtszeit als Vorsteher des Justiz- und Polizeidepartements per 1. Januar 2007 ein spezielles gesetzliches Institut – das der «eingetragenen Partnerschaft» – geschaffen.

Griff in die Trickkiste

Nun ist es selbstverständlich denkbar, dass sich in der Schweiz die diesbezüglichen gesellschaftspolitischen Vorstellungen verändert haben. Dann muss aber der Gesetzgeber zuerst überzeugt werden, den entsprechenden Verfassungsartikel zu ändern – und dieser müsste auch so beschlossen werden.

Jedenfalls ist es höchst befremdlich, wenn ein Rechtslehrer einer angesehenen Universität wie Daniel Jositsch das geltende Recht einfach als «klassisches Verfassungsverständnis» abtut und es zusammen mit einem Teil der *Classe politique* gemäss eigenen Worten einfach «zeitgemäss interpretiert», indem man stillschweigend die Verfassung ändert.

Ein nicht in die parteipolitischen und parlamentarischen Tricks Eingeweihter fragt sich: Warum ändert man denn nicht einfach die Verfassung, wenn doch alles so klar ist und sowieso dem Zeitgeist entspricht? Man könnte doch diese angebliche «Diskriminierung» verfassungsrechtlich beseitigen.

Das unausgesprochene Motiv von Daniel Jositsch entspricht wohl dem Politiker, nicht aber dem Wissenschaftler: Eine Verfassungsänderung braucht auch das Ständemehr, was dem Herrn SP-Ständerat nicht passt. Das wollen die Unterstützer der «Ehe für alle» aber nicht offen sagen, also nehmen sie den Rechtsprofessor zu Hilfe, der als Verfassungsschänder mit staatspolitisch befremdlichen Tricks und einer eigenmächtigen Neuinterpretation eines Verfassungsartikels das Ständemehr austricksen kann.

Christoph Blocher, promovierter Jurist und Unternehmer, war von 2004 bis 2007 als Bundesrat Vorsteher des Eidgenössischen Justiz- und Polizeidepartements.

Liebe Ex-Geliebte von Guy Lachappelle

Und wieder einmal stürzt eine Geliebte nach der Trennung ihren Ex ins Unglück. Liefert ihn ans Messer von Richtern und Medien. Einmal mehr hat der Mann alle Konsequenzen zu tragen. Die Medien dürfen den Ex-Präsidenten der Raiffeisen-Bank mit unvoreilhaftigen Fotos an den Pranger stellen, an seinem Charakter und seiner Eignung für Chefposten zweifeln. Einmal mehr bleibt die Frau, mit der er sich eingelassen hat, verschont.

Man weiss nicht mal Ihren Namen. Sie konnten locker aus dem Hinterhalt schiessen und sich hinter dem Schutzschild der Persönlichkeitsrechte verschanzen. Klar, der Mann soll für seinen «riesengrossen Fehler», wie er sagt, büssen. Aber es gibt einen riesigen Unterschied zwischen seiner Verfehlung und dem, was Sie tun: Er hat vielleicht börsenrelevante Informationen weitergegeben, weil er Ihnen vermutlich einfach imponieren wollte. Männliches Balzgehabe halt.



Rache für missglückte Liebe:
Topmanager Lachappelle.

Klar, als Topshot der Wirtschaft hätte er wissen müssen, dass er einen Fehler macht. Und dass er als verheirateter Mann erpressbar wird, wenn er sich auf eine Geliebte einlässt. Sie hingegen haben, sobald er zu seiner Ehefrau zurückgekehrt ist, recht kaltblütig zu einem Rachefeldzug angesetzt, der nur ein Ziel haben

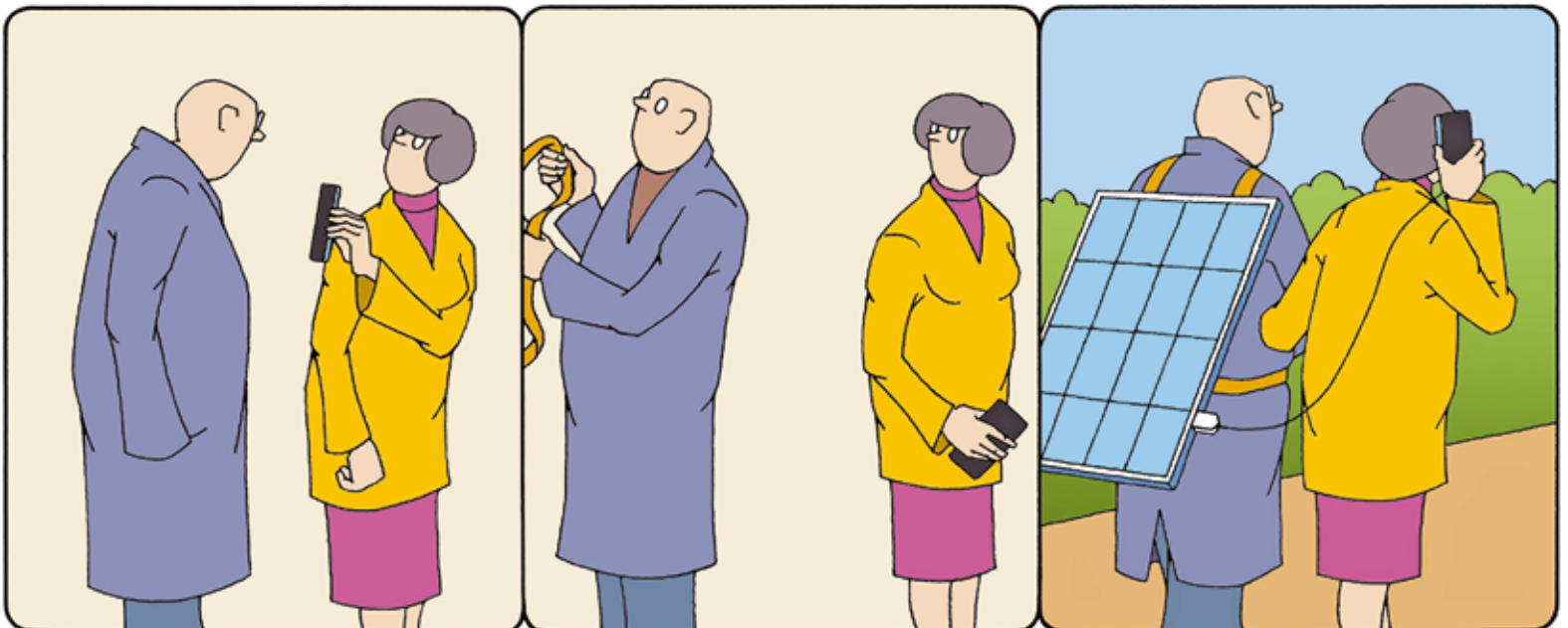
konnte: diesen Mann zu zerstören. Das ist Ihnen gelungen. Bravo! Sie haben einen kapitalen Bock abgeschossen. Und Sie werden sicher ungeschoren davonkommen. Niemand wird sich an Ihnen rächen wollen. Lachappelle ist vielleicht ein Narr, aber kein Schwein.

Nur eins verstehe ich nicht: Wie kann eigentlich eine Chirurgin und Leiterin einer Klinik für Psychiatrie (!) sich auf diese Art für missglückte Liebe revanchieren? Da wir heute die Eignung von Lachappelle für Führungspositionen öffentlich diskutieren dürfen, müssten wir doch auch mal die Frage in den Raum stellen, ob man einer Frau wie Ihnen noch Patienten, gar psychisch Kranke, anvertrauen darf.

Mit freundlichen Grüssen
Peter Rothenbühler

Mehr zum Thema: Seite 26

BARTAK



TAGEBUCH

Jacob Keidar



Kriege, Konflikte und militärische Auseinandersetzungen sind das tägliche Brot der Medienberichterstattung, auch in der Schweiz. Dies war bei der jüngsten Auseinandersetzung zwischen der Hamas und Israel nicht anders. Wie in ähnlichen Fällen der Vergangenheit wurde das Recht Israels auf Selbstverteidigung gegen die mörderische Terrorgruppe Hamas kaum thematisiert. Gewisse Artikel gingen noch weiter, indem sie mit Sympathie über die Aufrufe pro-palästinensischer Demonstranten in den Strassen von Zürich und Genf zu «From the River to the Sea, Palestine Will Be Free» berichteten. Sinngemäss bedeutet dieser Slogan, Israel zu zerstören und von Juden zu befreien. Dies ist ein zutiefst antisemitischer Wunsch.

Ich werde die schöne Schweiz Ende Juli verlassen. Während meiner fünfjährigen Amtszeit habe ich festgestellt, dass die Medien nur selten über positive Beispiele der Zusammenarbeit berichten. Die jüngste militärische Konfrontation hat die Spannungen zwischen der jüdischen und der arabischen Gemeinde angeheizt. Zugleich war sie aber auch ein Ansporn für jene Geschäfts-, Hightech- und Gesundheitssektoren, die regelmässig die Koexistenz zwischen Palästinensern und Israelis (arabischen und jüdischen) fördern. Solche Initiativen verfolgen den Gedanken, dass wirtschaftliche und soziale Zusammenarbeit die Kraft hat, Gemeinschaften zu heilen und Unterschiede zu überbrücken. Ich kann mich dieser Überzeugung nur anschliessen und sie mit konkreten Beispielen untermauern.

Da wäre einmal das Peres Center for Peace and Innovation, das palästinensische Kinder aus dem Westjordanland und Gaza in is-

raelischen Krankenhäusern behandelt und in Zusammenarbeit mit der israelischen Ärztegemeinschaft palästinensische Ärzte ausbildet. Neben dem humanitären Aspekt ermöglichen diese Initiativen unersetzliche Berührungspunkte zwischen israelischen und palästinensischen Familien, Ärzteteams und Spitälern.

Dann die Tech-Szene: ein wahrer Hotspot an Initiativen, um Kooperationen in konfliktbetroffenen Kontexten anzustossen. Der Startup-Fonds Jerusalem Venture Partners (JVP) brachte nach dem jüngsten Konflikt mit der Terrorgruppe Hamas israelische und palästinensische Unternehmer von Jerusalem, Gaza, Nablus, Rahat und den Vereinigten Arabischen Emiraten zusammen. Einen Schritt weiter geht Tech2Peace, eine israelisch-palästinensische NGO, die junge Tech-Nachwuchskräfte aus dem Westjordanland und Israel zusätzlich in friedensbildenden Aktivitäten coacht. Tech2Peace setzt auf langlebige Netzwerke, damit Israelis und Palästinenser auch in ihrer späteren Laufbahn noch miteinander in Verbindung bleiben.

Auf der staatlichen Ebene haben wir die Abraham-Abkommen. Israel pflegt mittlerweile diplomatische Beziehungen mit mehreren arabischen Ländern. Zwischen Israel und den Vereinigten Arabischen Emiraten, Bahrain und Marokko öffnet sich gerade eine historische Chance für mehr Vertrauen und Stabilität in der Region, nicht zuletzt auch zugunsten zukünftiger Verhandlungen für eine friedliche Zukunft mit den Palästinensern.

Lassen Sie mich zum Schluss auf zwei faszinierende Umweltprojekte der Wissenschaftsdiplomatie hinweisen, bei denen die Schweiz ein wertvoller Partner ist. Die Korallen des Roten Meeres erweisen sich als er-

staunlich widerstandsfähig gegen die globale Erwärmung der Ozeane. Dies könnte wichtige Erkenntnisse für den Erhalt von Korallen in anderen Riffumgebungen liefern. Forschende der ETH Lausanne haben sich nun mit der Unterstützung des Aussendepartements (EDA) an der Gründung des Transnational Red Sea Center beteiligt, um solche Forschungsprojekte im Roten Meer und dem Golf von Akaba aufzugleisen. Das Konzept passt zur Schweizer Mena-Strategie, regionale Zusammenarbeit im Nahen Osten zu fördern und Partnerschaften mit Schweizer Hochschulen zu unterstützen.

Einen ähnlichen Ansatz wählt das Projekt «Barn Owls Know No Boundaries». Landwirten wird geholfen, Nistkästen für Schleiereulen auf ihren Feldern anzubringen, damit die Raubvögel erntezerstörende Nagetiere bekämpfen. Das Projekt möchte politische, geografische und religiöse Grenzen im Nahen Osten überwinden und stellt Kontakte zwischen Landwirten aus israelischen, jordanischen und palästinensischen Gemeinschaften her. In den grenzüberschreitenden Workshops zum Nistkastenbau sind beispielsweise auch Gruppenführungen durch je eine christliche Kirche, eine jüdische Synagoge und eine muslimische Moschee in der israelischen Stadt Nazareth vorgesehen.

Wissenschaft, Industrie und der Gesundheitssektor sind Bereiche, die humanitäre und friedensgeleitete Interessen über geopolitische Unsicherheiten hinweg tragen können. Dafür gibt es in der Schweiz und in Israel unzählige Bemühungen. Lassen wir sie nicht unerwähnt.

Jacob Keidar ist Botschafter Israels in der Schweiz.



Nachhaltigkeit
ist mir wichtig

**ES MACHT MICH STOLZ,
EINEN UNTERSCHIED MACHEN ZU KÖNNEN.**

Erfolg verpflichtet, Tradition ebenfalls. Vor 50 Jahren startete die Erfolgsgeschichte von JTI in der Schweiz. Dank dem Einsatz modernster Technologien produzieren wir heute energiesparender und nachhaltiger denn je. Zudem unterstützen wir karitative, kulturelle und ökologische Projekte in der ganzen Schweiz. Seit 1971 – und in Zukunft.

UNS AUCH



WWW.JTI.COM

Trommeln auf allen Kanälen

Die Covid-Impfung sei die sicherste Impfung der Welt, behauptet Gesundheitsminister Alain Berset. Macht er etwa verbotene Werbung für Arzneimittel?

Grosser Auftritt des Bundesamtes für Gesundheit (BAG): Alain Bersets Funktionäre feierten am Montag auf dem Bundesplatz das Erreichen des Impfzieles und offerierten Passanten und Besuchern ein Stück Kuchen. Über 60 Prozent der Schweizer seien inzwischen geimpft, das sei noch besser, als man vor Monaten erwartet habe, jubelte das Amt.

In Wahrheit wäre das BAG auch dann mit einer Torte vor dem Bundeshaus aufmarschiert, wenn es weniger gewesen wären. Es gab nämlich verschiedene Szenarien, eines ging von einer Impfquote um die 50 Prozent aus. Dem BAG ging es auch nicht ums Feiern, sondern um Propaganda.

Als hätte er einen Nobelpreis im Sack

Denn die Impfkampagne ist ins Stottern geraten. Mehrere Kantone schlossen zuletzt einen Teil ihrer Zentren, weil die Nachfrage zusammenbrach. Wurden vor einigen Wochen noch 100 000 Dosen pro Tag injiziert, sind es nun noch halb so viele. Je tiefer die täglichen Imp fzahlen, desto schriller die Propagandamaschine von Bundesrat Berset.

Der Gesundheitsminister trommelt auf allen Kanälen für die Vakzine, selbst in Jugend- und Kindersendungen. Seine Botschaft: Es sei jetzt eine gute Zeit, um sich impfen zu lassen. Als Argument dienen die steigenden Fallzahlen der Delta-Mutation.

Besonders die Journalisten von SRF tun sich als willfährige Vollzugsgehilfen bei der Panikmache hervor. Manipulativ und in Fragen verpackt wird da von Radio SRF im Interview mit Berset verbreitet, dass die Zahl der Corona-Fälle sich jede Woche verdopple. Gehe es in diesem Stil weiter, werde man bereits im August mit 10 000 Corona-Fällen täglich konfrontiert sein, so vielen wie auf dem Höhepunkt der zweiten Welle.

Dass die Zahl der Hospitalisierungen extrem tief geblieben ist, wurde unterschlagen. Daran musste Berset den SRF-Journalisten erinnern. Steigende Fallzahlen bei tiefen Spitalertritten: Das ist ein deutliches Zeichen, dass



Propagandamaschine: Bundesrat Berset.

die Ansteckungen bei den meisten Menschen harmlos verlaufen. Doch darum ging es nicht in der Sendung. Berset sollte eine Plattform bekommen für einen weiteren Imp f-Appell.

Und was für einen: «Das ist die sicherste Impfung der Welt», behauptete der Freiburger, als hätte er einen Nobelpreis in Medizin im Sack. Eine solche Aussage würde wohl kein Experte unterschreiben.

Zu prüfen wäre, ob der SP-Bundesrat mit solchen verbalen Ergüssen nicht langsam unerlaubte Werbung für ein Arzneimittel betreibt, wie es Artikel 31 und 32 des Heil-

Besonders die Journalisten von SRF tun sich als Vollzugsgehilfen bei der Panikmache hervor.

mittelgesetzes verbieten. Natürlich war anfänglich eine gewisse Information notwendig. «Aber jetzt ist dann gut», findet SVP-Nationalrat Albert Röstli, Mitglied der Gesundheitskommission. Das BAG solle mit der Propaganda aufhören. «Die Leute wissen nun Bescheid und sind imstande, selber zu entscheiden, ob sie sich impfen lassen wollen oder nicht.»

Es gibt weiterhin berechtigte Zweifel und viel Skepsis, was die Güte dieses in Rekordzeit entwickelten und von der Zulassungsbehörde Swissmedic im Eiltempo durchgepeitschten Arzneimittels betrifft (siehe Seite 34), da kann der Gesundheitsminister das Serum noch so sehr als Segen für die Menschheit lobpreisen. Berset beweist damit eigentlich bloss, dass er ein Virtuose des Doppelspiels ist.

Nach vorne gibt er den grossen Demokraten, der bei jedem seiner Auftritte wiederholt betont, wie wichtig es sei, dass jeder frei entscheiden könne, ob er sich impfen lassen wolle. Gleichzeitig erhöhen aber der Gesundheitsminister, das BAG, die Task-Force und andere den Druck auf Impfunwillige.

Deplatzierte Kritik

Nicht einmal vor den Hochbetagten, bei denen eine Impfquote von 75 bis 80 Prozent erreicht ist, macht der SP-Bundesrat halt. Gegenüber der NZZ monierte er jedenfalls, in den Altersheimen habe man ein gröberes Problem – weil 20 Prozent der Menschen über achtzig nicht geimpft seien. Auch lasse sich ein beträchtlicher Teil des Personals nicht impfen. Das kam nicht gut an. Die Branchenverbände reagierten mit Unverständnis und Kopfschütteln auf Bersets deplatzierte Kritik.

Gegenüber dem «Forum» von Radio RTS warf Berset die rhetorische Frage auf, ob man die Kosten, die von jenen verursacht würden, die sich häufig testen liessen, um an Partys teilzunehmen, der Allgemeinheit aufbürden dürfe. Mit anderen Worten: Diese Jungen sollten gescheiter zum Impfen gehen, anstatt sich ständig testen zu lassen. Kann man da noch von einer Wahlfreiheit sprechen, wenn die Alternative zur Impfung etwas kostet?

Amtsintern ist man kulanter. Im BAG bestehe keine Impfpflicht und auch keine Auskunftspflicht, ob man geimpft sei, teilt die Medienstelle mit. Wie viele immunisiert seien, wisse man nicht. Wenn Berset schon eine Einführung der Impfpflicht durch die Hintertür anstrebt, sollte er vielleicht zuerst in seinem Laden anfangen.



SUBARU

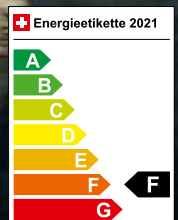


DER NEUE OUTBACK 4x4 AB CHF 43'900.-

Der neue Subaru Outback begeistert als rundum überragender Crossover: edel und elegant auf der Strasse, kraftvoll und robust im Gelände. Als sicherster und technologisch fortschrittlichster Outback, der je gebaut wurde, überzeugt dieser vielseitige SUV mit seinem überragenden Raumangebot und seiner reichhaltigen Ausstattung. Profitieren Sie von mehr Bodenhaftung, dank dem besten 4x4-Antrieb der Welt, dem tiefen Schwerpunkt des Boxermotors, dem proaktiven Fahrerassistenz-System EyeSight und dem X-Mode für noch bessere Traktion und Kontrolle.

Abgebildetes Modell: Outback 2.5i AWD Luxury, 169 PS, Energieeffizienz-Kategorie F, CO₂-Emissionen kombiniert 193 g/km, Treibstoffverbrauch kombiniert 8,6 l/100 km, CHF 50'800.- (inkl. Metallic-Farbe).
Outback 2.5i AWD Advantage, 169 PS, Energieeffizienz-Kategorie F, CO₂-Emissionen kombiniert 193 g/km, Treibstoffverbrauch kombiniert 8,6 l/100 km, CHF 43'900.- (Farbe Crimson Red Pearl).

subaru.ch SUBARU Schweiz AG, 5745 Safenwil, Tel. 062 788 89 00, multilease.ch.
Unverbindliche Preisempfehlung netto, inkl. 7,7 % MwSt. Preisänderungen vorbehalten.





«Chalet RoyAlp Hôtel & Spa»

Königlicher Genuss im Chablais

Auf einer Sonnenterrasse über dem Rhonetal, im Herzen der Waadtländer Alpen, verspricht das «Chalet RoyAlp» einen erholsamen Aufenthalt inmitten der Natur. Das Fünf-Sterne-Hotel lädt Sie ein zu Momenten der Entspannung mit atemberaubendem Blick auf die Alpen.

Elegant, gemütlich und authentisch: In den 63 geräumigen Zimmern und Suiten harmonieren Design, Komfort und Luxus auf ungezwungene Weise. Wer Ruhe sucht, findet hier seine Oase. Die Region bietet ein breites Angebot an sportlichen und kulturellen Aktivitäten: Mountainbiken, Wandern, Schwimmen im Bergsee oder Golfen in Villars-sur-Ollon und Aigle.

Kulinarischer Genuss wird im «Chalet RoyAlp» grossgeschrieben. Im Fine-Dining-Restaurant «Le Jardin des Alpes» erleben Sie eine innovative und kreative Küche auf höchstem Niveau. Und in der Brasserie «Le Roche-grise» geniessen Sie beliebte Klassiker oder im Freien gegrillte Spezialitäten.

Alles für das Wohlbefinden von Körper und Geist bietet das grosszügige «Spa by RoyAlp». Auf 1200 Quadratmetern erwarten

Sie hochwertige Behandlungen und Massagen von Top-Profis. Ein Fitnessraum mit Nautilus-Trainingsgeräten, personalisierte Coaching-Sitzungen, Yoga-Kurse und Detox-Programme ergänzen das Angebot.

Noch ein Tipp: Entdecken Sie die rassigen Chablais-Weine anlässlich einer Degustation bei einem lokalen Winzer!



Platin-Club-Spezialangebot

Exklusives Leserangebot im «Chalet RoyAlp».

Leistungen:

- 2 Nächte inkl. Frühstück in einem Executive Park View Zimmer
- Upgrade nach Verfügbarkeit
- Willkommensdrink
- 1 Abendessen im Restaurant «Le Roche-grise» im Wert von Fr. 85.– pro Person (exkl. Getränke)
- Free Access Card
- Zutritt zum Spa und 10 Prozent Rabatt auf Behandlungen
- Parkplatz
- Kostenloser Transfer innerhalb von Villars

Spezialpreis für 2 Personen im Doppelzimmer:

Fr. 829.– (statt Fr. 1069.–)

Buchung:

Reservieren Sie Ihr Arrangement unter Tel. 024 495 90 09 oder per Mail an reservation@royalp.ch. Bitte Kennwort «Weltwoche» angeben. Gültig für Aufenthalte bis 2. Oktober 2021.

Veranstalter:

Chalet RoyAlp Hôtel & Spa, Villars-sur-Ollon
www.chaletroyalp.com

www.weltwoche.ch/platin-club

BLICK IN DIE ZEIT

Erik Ebnetter



Wer auf der Suche nach Lesestoff für die Sommerferien ist: Wie wäre es mit einem Roman von B. Traven?

Nehmen wir «Das Totenschiff». Das Buch erzählt die Geschichte des Seemanns Gerald Gale aus New Orleans. Er geht in Antwerpen an Land und vergisst im Treiben der Nacht die Zeit. Sein Schiff legt ab – ohne ihn, dafür mit seinen Papieren. Eine verrückte Reise durch Westeuropa beginnt, sie führt Gale bis nach Spanien und Portugal, irgendwann ist er unfreiwillig im Waffenschmuggel tätig, schliesslich verschlägt es ihn nach Afrika, nach Dakar, wo er schanghait wird (also gewaltsam rekrutiert) und auf der vermeintlich sicheren «Empress of Madagascar» landet. Das Ende soll hier offenbleiben.

«Das Totenschiff» ist eine Anklage gegen das Leben in der bürokratisch-kapitalistischen Moderne, wo nur frei ist, wer einen Pass vorzuweisen hat, das Ganze vorgetragen in einem ironischen, auch sarkastischen Ton, gespickt mit vielen englischen Wörtern. Die Literaturwissenschaft hat Parallelen zu Büchners «Woyzeck» herausgearbeitet. Traven selber zitierte lieber Balzacs «Menschliche Komödie» und Dantes «Göttliche Komödie». So oder so ist «Das Totenschiff», erschienen 1926, ein Klassiker der Abenteuerliteratur.

Das gilt auch für den Roman «Der Schatz der Sierra Madre», den Traven ein Jahr später veröffentlichte. John Huston hat ihn mit Humphrey Bogart in einer Hauptrolle verfilmt (ausgezeichnet mit drei Oscars). Die Geschichte spielt in Mexiko, beginnt in der brummenden Küstenstadt Tampico, die einen wichtigen Ölhafen beheimatet, verlagert sich dann ins bergige Hinterland, in

die Sierra Madre. Dort suchen die beiden Amerikaner Fred C. Dobbs und Bob Curtin nach Gold und Glück. Wer mehr erfahren will, sollte das Buch lesen. Es lohnt sich.

Das zeigt auch die Statistik: Mit dreissig Millionen verkauften Büchern in 24 Sprachen zählt Traven zu den grossen Autoren des 20. Jahrhunderts. Als Abenteuerschriftsteller gehört er zu den Grössten. Trotzdem bleibt sein bester Roman sein eigenes Leben.

Wer sich hinter dem Namen B. Traven verbarg – vor allem: Wie das Leben dieses Erfolgsromanciers verlief –, beschäftigt die Forschung bis heute. Mehrere Bücher sind zum Thema

Der grösste Roman des Abenteuerschriftstellers B. Traven ist sein eigenes Leben.

erschienen, sogar ein fünfteiliges TV-Doku-Drama. Als praktisch gesichert gilt: B. Traven kam 1882 im damals preussischen, heute polnischen Schwiebus als Otto Feige zur Welt. Er machte eine Ausbildung zum Maschinen Schlosser und betätigte sich als Gewerkschafter, ehe sich seine Spuren um 1907 verlieren.

Höchstwahrscheinlich verwandelte sich Feige damals in den Schauspieler Ret Marut, zog mit einem Tournée theater durch Deutschland, lebte um 1919 im revolutionären München und gab die Zeitschrift *Der Ziegelbrenner* heraus. Der Autor und Anarchist Erich Mühsam sollte später auf stilistische Ähnlichkeiten in der Prosa des Journalisten Marut und des Schriftstellers Traven hinweisen.

Nach dem Ende der Münchner Räterepublik drohte Marut wegen revolutionärer Umtriebe eine schwere Strafe. Er ging in den Untergrund,

entkam nach London, wo er in Abschiebehaft sass. Schliesslich gelangte er nach Mexiko. Dort soll er bis zu seinem Tod im Frühjahr 1969 gelebt haben. Angeblich verstreute ein Sportflugzeug seine Asche über den Regenwäldern des Rio Jataté.

Zu den bekanntesten Anekdoten dieses farbigen Lebens zählt der Auftritt eines gewissen Hal Croves am Filmset von «Der Schatz der Sierra Madre». Der geheimnisvolle Mann gab sich als Travens Bevollmächtigter aus. Schnell war die Filmcrew überzeugt, es mit dem Schriftsteller zu tun zu haben, allen voran Regisseur Huston. Tatsächlich dürften Feige, Marut, Traven und Croves ein und dieselbe Person gewesen sein.

Eine andere Erklärung besagt, Ret Marut habe bürgerlich Moritz Rathenau geheissen und sei der uneheliche Sohn des Industriellen Emil Rathenau und Halbbruder des Politikers Walther Rathenau gewesen. Allerdings widerspricht diese Rathenau-Hypothese der besser belegten Feige-Hypothese, auch wenn sie unlängst wieder in der mexikanischen Presse kursierte.

Noch unwahrscheinlicher ist die Vermutung, bei B. Traven habe es sich um den unehelichen Sohn von Kaiser Wilhelm II. gehandelt. Sie stammt vom Reporter Gerd Heidemann, der im *Stern* einst fälschlicherweise berichtet hatte, Hitlers Tagebücher gefunden zu haben. Inzwischen distanzierte er sich von seiner Traven-Spekulation.

Wahr bleibt: «Das Totenschiff» und «Der Schatz der Sierra Madre» sind grossartige Ferienbücher. Trotzdem gilt der abgedroschene Satz, der sich Traven nur ironisch erlauben hätte: Die besten Geschichten schreibt immer noch das Leben selber.

Wetter-Schamanen und Klima-Prediger

Die Professoren Thomas Stocker, Reto Knutti, Sonia Seneviratne und Co. nutzen den Starkregen, um ihre Theorien zu zementieren. Das ist das Gegenteil von Wissenschaft.

Urs Paul Engeler

Die Wissenschaft ist – historisch und logisch-prinzipiell – stets mit Unbestimmtheit, Spekulation, Behauptung und grauenvollen Fehlern behaftet. Das gilt nicht nur für ihre religiösen Ursprünge, als noch schreckliche Hohepriester im Rauch verbrannter Opfertiere und -menschen, berauscht stotternde Seherinnen, okulte Schamanen oder vornehme Sterndeuter Gesetzmässigkeiten erkannt haben wollten, welche die Alltagserfahrungen der praktisch tätigen einfachen Menschen übersteigen.

Das gilt zum Beispiel auch für den griechischen Mathematiker, Geografen und Astronomen Claudius Ptolemäus, der im 2. Jahrhundert immerhin derart eindrücklich behaupten konnte, die Erde sei der Mittelpunkt des Planetensystems, dass das geozentrische Weltbild 1500 Jahre lang die endgültige, die offizielle und politisch wie kirchlich einzig anerkannte Weisheit über das Universum war. Mindestens 99 Prozent der Gelehrten des Altertums und des

Mittelalters unterstützten seinen Glaubenssatz. Dass Wissenschaft auf Annahmen beruht, gilt selbst für abstrakte, scheinbar makellos logische Systeme wie die Mathematik: Kurt Gödel hat in seinen berühmten «Unvollständigkeitssätzen» nachgewiesen, dass es in jedem Denksystem unbeweisbare Aussagen gibt und dass kein System seine Widerspruchsfreiheit beweisen kann.

Geld und Macht

Nach Gödels brillanten Arbeiten gibt es definitiv keine erkennbare Wahrheiten mehr auf Erden, sondern nur mehr oder weniger unvollkommene menschliche Konstrukte: solide und allgemein akzeptierte wie die Mathematik, ständig revisionsbedürftige wie die empirischen Erklärungsversuche und höchst spekulative wie die Dutzenden oder Hunderten von rivalisierenden Religionen.

Dass jede Wissenschaft, auch die scheinbar exakte, nicht mehr ist als eine meist kurz-

zeitig einleuchtende Bündelung von Ahnungen, Einfällen und Irrtümern, ergibt sich, leicht vereinfacht ausgedrückt, bereits durch das emsige Treiben der Heerscharen von Wissenschaftlern selbst. Hätte sie die Stufe der gesicherten Erkenntnis erlangt, könnte, ja müsste die Gemeinde der Forscher ihr Tun zufrieden beenden.

Die Mehrheit aber, angetrieben durch Aussichten auf Anerkennung, Geld und Macht, arbeitet, misst, analysiert, kombiniert und publiziert hingegen weiter, immer im Bestreben, die Konzepte ihrer Vorgänger als falsch oder als Stückwerk zu entlarven, in offenen, kontroversen Debatten zu zerzausen und zu verbessern.

Viele aber machen glauben, erhellet worden zu sein, und zelebrieren ein endgültiges, offizielles, politisch wie kirchlich einzig anerkanntes Prinzip. Die Prominentesten dieser Gruppe sind die Klimatologen, die, ganz und gar zu Unrecht, meist sogar «Klimaforscher» genannt werden. Sie aber suchen gar nicht wie wissbegierige





Aussicht auf Anerkennung: Seher Lügfix aus «Asterix».

Menschen nach neuen Phänomenen und unbekanntem Faktoren und wollen keine alternative oder genauere Hypothesen entdecken oder entwerfen. Sie verteidigen vom Katheder nur noch ihre Theorien, die sie vor Jahren mit Computersimulationen modelliert haben. Mindestens 99 Prozent der Mitglieder der Klimafakultät, eine geschlossene Gesellschaft, unterschreiben

derzeit deren Dogma, dass der schlechte Mensch die Temperaturen ansteigen lasse.

Der kleine Rest der Zweifler wird zwar nicht mehr auf den realen, so doch auf den gesellschaftlichen Scheiterhaufen gezerrt und verhöhnt.

Wer die Wahrheit gepachtet hat und sie verwaltet, ist kein Forscher mehr, sondern Ideologe oder Politiker. Und er glaubt dank seines

Zugangs zur gesicherten Erkenntnis, sogar die Zukunft vorhersagen zu können. So prophezeite die ETH-«Klimaforscherin» Sonia Seneviratne, offenbar nun anstelle des glücklosen und verbrannten Reto Knutti im PR-Einsatz, auf dem Kanal SRF zu den Niederschlägen der letzten Woche: «Diese Ereignisse werden häufiger, definitiv. Sie werden auch extremer mit der Zeit. Es nimmt zu mit zunehmender Erwärmung. Und natürlich wissen wir, dass die Erwärmung weiter zunehmen wird.» Mit den gleichen Modellen erklärt sie, vom unbedarften «10 vor 10»-Moderator ermuntert, ebenso Regengüsse wie Hitzewellen in der Schweiz wie auch die momentane Dürre im Westen der USA und Kanadas und andere Ereignisse als Einflüsse des Menschen. «Das ist bedenklich», echot der Moderator, seufzt und fragt nicht nach Belegen.

«Tatpredigten Gottes»

Mit der alarmistischen Theorie, die von einer menschengemachten Erderwärmung ausgeht, die ab 1990 das Klima beeinflusst, wollen die Klimaapostel weissagen, was in den nächsten Jahrzehnten wettermässig genau geschehen wird. Keine Antworten liefern sie allerdings auf Ereignisse der Vergangenheit, etwa auf die verheerenden Unwetter und Niederschläge der jüngeren Geschichte, die in den Jahren 1973, 1977, 1978, 1981, 1984, 1985 und 1987, die fünfzehn Kantone heimsuchten, zum Teil Verkehrswege wie die Gotthardstrecken stilllegten und insgesamt 27 Todesopfer forderten, darunter sechs Urner Blauring-Mädchen, die 1981 bei Ems GR von einer Schlammlawine begraben wurden.

Fortsetzung auf Seite 18



Als die Seine über die Ufer trat

Paris im Januar 1910: eine Stadt unter Wasser. Der Schiffsverkehr auf der Seine ist eingestellt, Typhus und Scharlach breiten sich aus, die Abgeordneten der französischen Nationalversammlung treffen sich in Booten zu Krisensitzungen. Zum Glück gibt es keine Toten.

Über einen Monat wird es dauern, bis das Hochwasser abgeflossen ist. Die wirtschaftlichen Schäden sind gewaltig. Dabei war der Klimawandel im Januar 1910 noch nicht einmal ein Gerücht. Trotzdem erlebte Paris eine Jahrhundertflut. Bis heute stand das Wasser in der Stadt nur einmal höher: 1658.

Und die Moral von der Geschichte? Selbst wenn es regnet, gibt es nichts Neues unter der Sonne. (WW)

In den 1970er und frühen 1980er Jahren führte die Wissenschaft die Überschwemmungen vor allem auf die Versiegelung der Böden durch Betonplätze und Asphaltstrassen zurück, 1987 war das «Waldsterben», das dann doch keines war, schuld an der Flutung der halben Schweiz. Aktuell gibt die Erwärmung der Luft durch das sündige Verhalten des Menschen die politisch opportune Ursache für die übermässigen Regenfälle. Das ist absolut kongruent mit der bis weit ins letzte Jahrhundert gängigen Deutung, wonach extreme Wetterereignisse als «Tatpredigten Gottes» die Menschen zur Ein- und Umkehr, zu Kirchenbesuch und Opferspenden zwingen sollten.

Verbrüdet die Wissenschaft sich mit der Politik und spielt sie deren Orakel, dann wird sie zwangsläufig plumpe Ideologie, Religion – und damit definitiv unwissenschaftlich.

Abweichungen und Unstimmigkeiten

Ptolemäus, der als Schöpfer des Denkmusters «Almagest» bis in 17. Jahrhundert als grösster Astronom der Antike geehrt wurde, muss sich heute Schwindler schimpfen lassen. Zwar versuchte Johannes Kepler, der als Erster fehlerhafte Daten in den Aufzeichnungen des Ptolemäus entdeckt hatte, diese Ab-

Als Orakel der Politik wird die Wissenschaft zwangsläufig plumpe Ideologie, Religion.

weichungen und Unstimmigkeiten noch mit grösseren Veränderungen zu erklären, die womöglich inzwischen im Universum eingetreten seien.

Nachfolgende Astronomen konnten hingegen nachweisen, dass der vermeintlich grosse Grieche Beobachtungen und Aufzeichnungen seines Vorgängers Hipparchos von Nicäa, die nicht in sein kreuzfalsches Konzept passten, systematisch abgeändert oder einfach unterschlagen hatte. Der akribische Realist Hipparchos wurde in der Antike mit dem Vorwurf der «Gotteswidrigkeit» (Plinius der Ältere) eingedeckt; der trickreiche Ptolemäus hingegen, der über tausend Jahre lang die Menschheit in die Irre geleitet hat, war der gefeierte politisch korrekte Wissenschaftler.

Auch wenn die Erhebung der Klimadaten, mit denen die offiziellen Rechner gefüttert wurden, sowie deren Auswertung, Selektion und Darstellung in den IPCC-Reports des Weltklimarats starken Kontroversen ausgesetzt waren, lässt sich nicht nachweisen, dass die Klimakatastrophengemeinde geschummelt hätte. Die Behauptung aber, dass deren Theorien weniger lang Glaubenssätze sein werden als die Konstrukte des «Almagest», lässt sich risikolos aufstellen.

Weniger Todesfälle und Schäden

Klimaaktivisten behaupten, die Unwetter würden häufiger und schlimmer. Die Daten widerlegen solche Behauptungen.

Martin Schlumpf

Meldungen über die schadenreichen Überschwemmungsfolgen machen betreten, vielerorts ist jetzt Hilfe nötig. Derweil darf aber die Einordnung der Ereignisse nicht dem rot-grünen Lager überlassen bleiben, das für die heftigen Regenfälle sofort den Klimawandel als Ursache sieht und das für Propaganda nutzt. Wetter ist nicht Klima. Wetterereignisse sind chaotisch in ihrer Stärke und ihrem Auftreten, Klima aber ist vom Weltklimarat definiert als «Durchschnittswetter über dreissig Jahre», also Zusammenfassungen von Wetterdaten über Jahrzehnte. Auf die Gegenwart bezogen, sind drei Fragen zu beantworten: Häufen sich die Unwetter? Gibt es mehr Todesopfer? Nehmen die materiellen Schäden zu? Bundesrätin Simonetta Sommaruga hat diese Fragen mehrmals öffentlich bejaht.

Um gut die Hälfte abgenommen

Statistische Antworten findet man in Publikationen der Eidgenössischen Forschungsanstalt für Wald, Schnee und Landschaft (WSL). Den ersten beiden Fragen gilt eine Studie von 2017: «Todesfälle durch Naturgefahrenprozesse in der Schweiz von 1946 bis 2015». Unter Naturgefahrenprozessen verstehen die Forscher Hochwasser, Rutschungen, Murgänge, Felsstürze, Windstürme, Blitzschläge, Lawinen und weitere Prozesse – ausser Hitzewellen alles, was durch die Klimaerwärmung beeinflusst werden könnte. Die siebzehnjährige Beobachtungsperiode, die mit den ersten aufgezeichneten Daten beginnt, ermöglicht klimabezogene Aussagen.

Für den gesamten Zeitraum wird ein Total von 1023 Todesfällen ausgewiesen, im Durchschnitt also 15 pro Jahr. Das entspricht 0,025 Prozent aller Todesfälle in der Schweiz oder zwei bis drei Tote pro Million Einwohner. Das Risiko, bei einem Autounfall zu sterben, beträgt das Sechzigfache.

Ist über die Zeit hinweg ein steigender Trend erkennbar? Im Gegenteil. Die Forscher teilten den Betrachtungszeitraum in zwei Hälften: In der ersten gab es 747, in der zweiten 276 Todesfälle. Das wörtliche Fazit der Studie: «Die Verteilung der Todesfälle von 1946 bis 2015 zeigt

einen statistisch signifikanten Rückgang über die Zeit.» Auch die folgenden Schadensberichte bis 2019 ändern nichts an diesem Trend. Und aus den Tabellen der Studie lässt sich herauslesen, dass auch die Zahl der Naturkatastrophen um gut die Hälfte abgenommen hat.

Sommaruga sieht es anders

Aber steigen – angesichts des gestiegenen Wohlstands – eventuell die materiellen Schäden? Die Antwort auf diese dritte Frage gibt eine «Unwetterschadens-Datenbank», ebenfalls aus dem WSL, in der seit 1972 die jährlichen Schäden aus Hochwasser, Murgängen, Rutschungen und Sturzprozessen gesammelt werden. Eine Studie, die für den Zeitraum von 1972 bis 2019 vergleichbar gemachte Kosten ausweist, kommt zum Schluss, dass es zwar keinen wissenschaftlich signifikanten Trend gibt, dass aber alle drei untersuchten Szenarien leicht absteigende Mittelwertsgeraden zeigen.

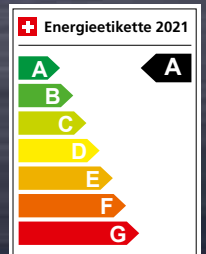
Damit sind alle drei oben gestellten Fragen beantwortet – ganz anders, als dies von Frau Sommaruga zu hören ist. Auf meine Anfrage an die Bundesrätin zu dieser Diskrepanz kam zuerst die Kritik, mein Betrachtungshorizont sei zu kurz für meine Folgerungen. Wenn dem aber so wäre – dann gälte das genauso auch für ihre Behauptungen, in den jüngsten Wettervorfällen liege ein Trend zur Verschlimmerung. Meine Zusammenfassung der Studien mit den Worten: «Die Anzahl der Ereignisse und der Todesopfer von Naturgefahrenprozessen ist in den letzten sieben Jahren zurückgegangen. Sogar die davon verursachten nominell gestiegenen Schäden entpuppen sich normalisiert als abnehmend», wies das Bundesamt für Umwelt wie folgt zurück: «Beide Aussagen sind falsch, weil sie einen Trend darstellen, der nicht aus der Todesfallstatistik und der Unwetterschadens-Datenbank abgelesen werden kann.»

Damit stellt sich das Amt aber gegen seine bundeseigenen Studienresultate. Man kann es drehen und wenden, wie man will: Zunehmende negative Folgen sind in den Zahlen nicht erkennbar, aber da ignorieren die Klimaaktivisten die Wissenschaft.

ECLIPSE CROSS PHEV

AB CHF 39'950.-*

Jetzt bei Ihrem Mitsubishi Partner



4x4 PLUG-IN HYBRID

Revolutionäre Technik und bahnbrechendes Design.
Für ein mit Sicherheit nachhaltig geprägtes Fahrvergnügen.

A Energieeffizienz-
Kategorie | **55** km elektrische
Reichweite City | **2.0** l/100 km
Benzin

*Eclipse Cross PHEV 4x4 Value 2.4 Benzin/Automatik, CHF 39'950.-, Mixverbrauch 2,0 (Benzinäquivalent 4,66) l/100 km, CO₂-Ausstoss 46 g/km** plus 41 g/km aus Treibstoffbereitstellung, Energieeffizienzkategorie A. Abb. Eclipse Cross PHEV 4x4 Diamond 2.4 Benzin/Automatik, CHF 49'950.-, 2,0 (Benzinäquivalent 4,66) l/100 km, CO₂-Ausstoss 46 g/km** plus 41 g/km aus Treibstoffbereitstellung, Energieeffizienzkategorie A. Preis inkl. MWST. **Durchschnittlicher CO₂-Ausstoss aller in der Schweiz verkauften Neuwagen: 169 g/km.



**MITSUBISHI
MOTORS**

Hochwasser bei uns: Heil dir, Helvetia

Unser nördliches Nachbarland Deutschland hat wegen der Hochwasserkatastrophe gegenwärtig über 160 Todesopfer zu beklagen. Angesichts dieser bestürzend hohen Zahl versteht man die atemlosen, auch anklagenden Schlagzeilen. Und in der Schweiz? Die hiesigen Journalisten sehnen sich natürlich auch nach etwas Aufregung. «Toter Hund aus der Aare geborgen», lautet der Titel eines fast vierminütigen Videos bei *20 Minuten*. Die «erschreckende Entdeckung» geschah am Flusskraftwerk Ruppoldingen: «Im Wasser zwischen Schwemmholz schwamm ein toter Hund.» Auch auf dem Campingplatz im bernischen Gampelen passierte Schockierendes: «Fische schwimmen an den Gartenmöbeln vorbei.» Laut *Blick* stand letzte Woche der Schrebergarten von Rui Lucas da Silvas in Schlieren unter Wasser. «Heute ist es zum Glück wieder einigermaßen trocken.» Und das Wichtigste: «Zum Glück zahlt die Versicherung.» Glückliche Schweiz. Aber man merke sich: Auch wir als Kleinstaatler haben ein Anrecht auf ein winziges Stücklein der Katastrophe. *Christoph Mörgeli*

Misstrauen des Wikipedia-Gründers

Der Verdacht, dass Wikipedia eine eindeutige Tendenz nach links aufweist, erhält neue Nahrung. Die Kritik kommt ausgerechnet von Wikipedia-Mitgründer Larry Sanger. Er sagte in einem Interview mit dem Youtube-Kanal Lockdown TV, er traue der Online-Enzyklopädie nicht mehr. Heute sitze vor jedem Artikel zu einem halbwegs kontroversen Thema eine Armee von Leuten, die den Inhalt zu kontrollieren versuche. Diese Situation sei in den letzten fünf Jahren regelrecht eskaliert. «Hinter den Kulissen wird ein garsichtiges, komplexes Spiel gespielt, um den Artikeln eine bestimmte Botschaft einzuimpfen», erklärte Sanger. Diese Botschaft entspreche meistens den Ansichten des linken Establishments. Abweichende Ansichten, beispielsweise konservative, würden ausgeblendet. Das sei ein grosser Unterschied zu den Anfängen, als Wikipedia eine freiheitliche Alternative zu professionellen Meinungsmachern sein wollte. «Das richtige Wort», um das heutige Wikipedia zu beschreiben, sei «Propaganda». *Florian Schwab*

PERSONENKONTROLLE

Sommaruga, Grossen, Rimoldi, Martullo, Moret, Brunner, Graber, Hildebrand, Osborne, Franziskus



Haut in die Tasten: Toni Brunner.

Simonetta Sommaruga, Gafferin, machte sich letzte Woche an der Aare im Berner Mattequartier ein Bild von der Hochwasserlage. Zu sehen gab es da ausser der braunen und dreckigen Wassermassen nicht viel. Die Feuerwehr hatte mehr oder weniger alles im Griff. Dafür «spürte» die SP-Bundsrätin die Verantwortung dieser Leute, auf die man sich verlassen könne – wie auch auf die Medienleute, welche die prominente Gafferin abfeierten. *(hmo)*

Jürg Grossen, Sittenwächter, füllt die ereignisarme Sommerzeit mit einem höchst kontroversen Vorschlag: Ungeimpfte, so der Parteichef der Grünliberalen am Montag, sollen sich mit einem speziellen Abzeichen an den Kleidern kennzeichnen müssen. Die Idee weckt nicht nur dunkle historische Erinnerungen, sondern auch Widerstand: Die vom Jungfreisinnigen **Nicolas A. Rimoldi** gegründete Bewegung «Mass-voll!» organisierte in Luzern tags darauf einen spontanen Protest mit über tausend Teilnehmern. *(fsc)*

Magdalena Martullo, Pandemie-Bekämpferin, verhält sich bei der Generalversammlung ihrer Ems-Chemie als Corona-Musterschülerin. Wer doppelt geimpft ist und über ein Covid-19-Zertifikat verfügt, darf am 7. August um 9.30 Uhr in Domat/Ems anreisen. Die ohne Piks müssen sich eine halbe Stunde früher einfinden und vor Ort einen kostenlosen Schnelltest machen, bevor sie ins Festzelt dürfen. Die Unternehmerin und SVP-Nationalrätin hat die Pandemie schon immer sehr ernst genommen. Gut in Erinnerung ist, wie sie eine Hygienemaske im Parlament trug und damit bei ihren Kollegen für Kopfschütteln sorgte und ihr die damalige Nationalratspräsidentin **Isabelle Moret** sogar den Gesichtsschutz verbot. Die Anteils-



Höllenslärm: Papst Franziskus.

eigner werden die etwas komplizierteren Umstände wohl verkraften. Die Aktienkurse der Ems-Chemie entwickeln sich positiv. *(odm)*

Toni Brunner, Kampfkuhzüchter, weitet seinen Aktionsradius aus. Wie der ehemalige SVP-Präsident in den letzten Tagen bekanntgab, wird er künftig nicht mehr bloss Walliser Eringerkühe züchten, sondern auch im *Walliser Boten* (WB) Kolumnen schreiben. Brunner soll als Ersatz einspringen für SVP-Nationalrat **Michael Graber**, so ein Verantwortlicher der Zeitung. Graber hatte nämlich seine Mitarbeit als Kolumnist zeitweilig sistiert, nachdem ihm das Blatt Passagen zensuriert hatte, in denen er die linke Schlagseite einzelner WB-Schreiberlinge beschrieb. Nun sieht es ganz danach aus, als lasse sich Brunner bei diesem Streit zwischen einzelnen WB-Redaktoren und dem Oberwalliser SVP-Politiker als rechtes Feigenblatt instrumentalisieren. *(hmo)*

Philipp Hildebrand, Besserverdiener, lässt alte Freunde nicht hängen. Als Trustee des British Museum sorgte er dafür, dass **George Osborne** neuer Direktor wurde – obwohl der Ex-Schatzkanzler über keine einschlägigen Qualifikationen verfügt. Vielleicht wollte sich der frühere Schweizer Nationalbank-Chef nur dafür revanchieren, dass Osborne ihn letztes Jahr – erfolglos – als Chef der OECD vorgeschlagen hatte. *(ky)*

Papst Franziskus, Hausbesitzer, hat Ärger mit den Mietern. Nachbarn eines Luxusapartments (30 000 Pfund pro Woche) im exklusiven Londoner Stadtteil Chelsea, das dem Vatikan gehört, beschwerten sich mehrmals über «höllischen» Partylärm bis in den frühen Morgen. Der Gemeinderat von Kensington zeigte sich zuversichtlich, dass das Problem gelöst sei, seit wieder in Nachtclubs gefeiert werden könne. *(ky)*



Verein «DiscDog-Events», Neukirch-Egnach TG

Aus Liebe zum Dorf, wo Flughunde im Verein abheben.

Dem Stöckchen nachrennen ist von gestern. Heute will Hund Frisbee spielen. Jedenfalls in Neukirch, wo der erste DiscDog-Verein der Schweiz schon zweimal die Hundefrisbee Europameisterschaft auf der Wiese gleich neben dem Volg organisierte. Vereine gehören zum Dorfleben – wie Volg mit seinen rund 600 Dorfläden. Klein und fein mit allem, was es für den Alltag braucht. Nah und überschaubar. Einfach praktisch – und ein kleines bisschen persönlicher.

Volg
frisch und fründlich

Sommarugas Gummistiefel

«Von weither kommen Leute, die sich das Hochwasser anschauen wollen», ärgerte sich in *20 Minuten* der Feuerwehrkommandant von Brugg: «Es ist mühsam.» Weil man die «Krisentouristen» in Schach halten müsse, gehe wertvolle Zeit verloren, «die wir für anderes verwenden könnten!» Die Feuerwehr müsse ganze Strassenzüge absperren, «um Gaffer fernzuhalten».

Psychologen erklären das Gaffer-Phänomen damit, dass der Mensch die «emotionale Ergriffenheit» suche. Er wolle an vorderster Front dabei sein und mitreden können. Wenn es sich bei den vordrängelnden Gaffern aber um Politiker handelt, steht alles stramm. Dabei hielt Bundespräsident Guy Parmelin bei seiner Hochwasser-Visite in Luzern die Einsatzkräfte vom Einsatz ab. Weil ein so hoher Staatsbesuch mit seiner Entourage schliesslich geführt, gehegt und gepflegt sein muss. Dabei hätte der Bund bei regionalen Hochwasserereignissen gar nichts zu suchen. Sie sind Sache der Kantone und Gemeinden.

Leider hat die deutsche Unsitte, dass sich Politiker an den Schauplätzen von Katastrophen profilieren und produzieren wollen, längst auch die Schweiz erreicht. Bundesrätin Simonetta Sommaruga liess sich exklusiv vom *Sonntagsblick* begleiten, der prompt diesen ergreifenden Titel setzte: «Raus aus den Pumps, rein in die Gummistiefel». Diese Kernbotschaft über Sommarugas Schuhwerk verband das Blatt mit Schlagzeilen über «zwei bange Tage» und den «Notfallmodus der Bundesrätin».

In «feldgrauen Gummistiefeln» machte sie den Klimawandel für die «extremen Wetterereignisse» verantwortlich. Dabei trug Bundesrätin Sommaruga ihre blitzsaubere Hose mit Bügelfalte sorgfältig über den Stiefeln – und es handelte sich noch nicht mal um Hochwasser-Hosen. Bei Eitelkeit ist jede Selbstdiagnose ausgeschlossen. Ihr modischer Auftritt zeugte vom Unernst der Gesamtinszenierung. Es kam zu keinerlei Kontakt mit strömendem oder stehendem Gewässer. Für Sommaruga ist Natürlichkeit die schwierigste Pose. Immerhin lenkte ihr Auftritt die öffentliche Aufmerksamkeit wieder auf die eigentlichen Katastrophen dieses Landes.

Christoph Mörgeli

Zweierlei Mass

Seit Monaten schweigt die US-Justiz. Jetzt wurde bekannt: Der Todesschütze beim Kapitol-Sturm war ein schwarzer Polizist.

Urs Gehrig

Nach dem Sturm von Trump-Anhängern auf das Kapitol in Washington am 6. Januar, der in den Medien gemeinhin als «Aufstand» bezeichnet wird, folgte eine landesweite Fahndung nach Beteiligten. Mindestens 535 wurden bislang verhaftet und angeklagt. Kaum erwähnt wird, dass die einzige Person, die bei diesem «politischen Umsturzversuch» erschossen wurde, eine weisse Demonstrantin war: die Veteranin der US Air Force, Ashli Babbitt. Sie war unbewaffnet und wurde von einem Beamten der Capitol Police aus kurzer Distanz umgebracht, als sie sich Zugang zum Repräsentantenhaus verschaffen wollte. Einzelheiten zum Todesschuss blieben unter Verschluss. Die Capitol Police versprach, «weitere Informationen zu geben, sobald die Untersuchung abgeschlossen ist».

In geheimem Verfahren freigesprochen

Im April erklärten die Ermittler des Justizministeriums den Fall für abgeschlossen. Knapp informierten sie, der Beamte werde von kriminellem Fehlverhalten bei Babbitts Tod freigesprochen. Für eine Strafverfolgung lägen nicht genügend Beweise vor. Der Tathergang blieb im Dunkeln. Und die Identität des Todesschützen wurde geheim gehalten.

Nun hat ein Rechercheur der Medienplattform *Real Clear Politics* den Namen veröffentlicht. Es handelt sich um Michael L. Byrd, einen afroamerikanischen Leutnant der Capitol Police.



Man stelle sich die Schlagzeilen vor, wenn Täter und Opfer umgekehrte Hautfarben hätten: «Weisser Cop erschiess wehrlose schwarze Demonstrantin kaltblütig aus nächster Nähe!» «Black Lives Matter»-Aktivisten würden durch die Strassen ziehen. Geschäfte würden geplündert. Amerikas Städte stünden wieder in Flammen.

Zwar dementieren Justiz und Behörden nicht, dass Byrd der Todesschütze war. Doch über den Fall schweigen sie weiterhin wie ein Grab. Und sie wissen das Gesetz auf ihrer Seite. Die meisten Polizeien der US-Bundesstaaten sind verpflichtet, den Namen eines Beamten innerhalb von Tagen nach einer tödlichen

Leicht vorzustellen, was passieren würde, wenn die Hautfarben von Täter und Opfer umgekehrt wären.

Schiesserei zu veröffentlichen. Nicht so die Capitol Police. Sie kann auf unbestimmte Zeit Ermittlungen über einen an einer Schiesserei beteiligten Polizisten geheim halten.

«Kalter Bürgerkrieg»

Derweil wurde am Montag das erste Urteil gegen einen Beteiligten am Kapitol-Sturm gesprochen. Ein Kranführer aus Florida kassierte acht Monate Haft, unbedingt. Hunderte Urteile werden folgen. Kritiker erinnern daran, dass die grosse Mehrheit der Anklagen gegen Randalierer der George-Floyd-Demos fallengelassen oder zurückgewiesen wurde, wie eine Analyse des *Guardian* aufzeigte.

Das schürt Unmut. Auf der einen Seite wirft US-Präsident Biden weissen Polizisten «systemischen Rassismus» vor. Auf der anderen Seite erschiess ein schwarzer Offizier eine unbewaffnete weisse Frau und wird freigesprochen, ohne dass sein Name, der Tathergang und das Verfahren bekanntgemacht werden. Mit der Verdunkelung des Falls Ashli Babbitt befeuern Justiz und Behörden den «kalten Bürgerkrieg», in dem sich viele Amerikaner seit Monaten wännen.

«Fit for 65» mit Thomas Jordan?

Früher galt in der Schweiz: «Fit mit Jack». Jetzt gilt in Deutschland: «Fit for 65» dank und mit der EU.



Unser Land war für die Mehrheit der Menschen, die auf dem Gebiet der heutigen Schweiz lebten, kein freies Land. Die Urner unterdrückten und plünderten die Leventina. Die Berner Patrizier unter anderem den Grossteil des heutigen Kantons Bern, die Waadt und den Aargau. Die Oberwalliser das Unterwallis und – man staune – auch das Lötschental. Und alle unterdrückten die Frauen und die Knechte.

Für viele unterdrückte Schweizer war Napoleon der Befreier vom Joch der hauseigenen Plünderer. Als die Oberwalliser Notabeln in aussichtsloser Position die Söhne meiner Heimat zu einem Aufstand anstifteten, gingen diese gegen die französischen Truppen im eigenen Blut unter.

Die Reaktionäre der heutigen Schweiz trauern dem Berner Staatsschatz nach, dem Schatz der Plünderer, der angeblich heute mindestens hundert Milliarden Franken wert wäre. Diese in der Nische herrschende Dummheit spiegelt die Nostalgie nach den einst Herrschenden.

Der kurze Abstecher in die Geschichte lehrt uns: Wenn es um das Ausland geht, verlieren stets zu viele Schweizer die Pedale. EU-Kommissar Frans Timmermans ist der Architekt des EU-Projektes «Fit for 55». Bis 2030 sollen die CO₂-Emissionen in der EU – verglichen mit dem Jahr 1990 – um 55 Prozent gesenkt werden. Deutschland geht noch einen Schritt weiter. Es will bis 2030 die Emissionen um 65 Prozent senken. Und im Jahr 2045 klimaneutral sein.

Das atomkraftfreie Österreich will und wird die hauseigene Stromproduktion bis 2030 massiv steigern. Auf 85 Milliarden Kilowatt-

stunden Strom. Niemand – ausser der Schweizer Bundesverwaltung samt ihrem abhängigen Experten-Umfeld – glaubt an das Märchen, dass man trotz Elektroautos und Wärmepumpen den Stromverbrauch dank Effizienzgewinnen senken kann. Der Schweizer Ansatz ist ökologisch und ökonomisch so falsch wie Katzensgold.

Unser aller Gummistiefel-Laschet – und somit der nächste deutsche Bundeskanzler – wird beim Kohleausstieg noch mehr Gas geben, um von den eigenen krassen Versäumnissen beim Hochwasserschutz abzulenken. Und Karl Lauterbach forderte letzte Woche bei

Wenn es um das Ausland geht, verlieren stets zu viele Schweizer die Pedale.

«Maybrit Illner» den schnellen Bau von solaren Freiflächen-Anlagen. Dieser soll die Produktion von erneuerbaren Energien und landwirtschaftlichen Produkten zukunftsweisend kombinieren. Der Covid-Lauterbach mutiert rechtzeitig zum Solar-Lauterbach. Gut so.

Typisch für unsere zunehmend ausländerfeindliche Schweiz: Keine Grüne, kein Grünliberaler und niemand von der SP hat bisher öffentlich und vernehmbar die EU-Länder Österreich und Deutschland als nachahmenswerte Vorbilder gelobt. Am allerwenigsten Simonetta Sommaruga. Für sie sind die ältesten, auf Sand gebauten Atomkraftwerke sicher. Deshalb sollen sie weiterlaufen – um ihre lähmende Konzeptlosigkeit zu kaschieren.

Der einzige wirklich drohende und relevante Souveränitätsverlust sind die Selbstzerstörung der Stromdrehscheibe Schweiz durch den Bundesrat und die Abhängigkeit der Schweiz von Stromimporten im Winter.

Die Schweiz besitzt einen Staatsschatz von tausend Milliarden. Nur will das – mit Ausnahme von ein paar noch nicht beziehungskorrupten Professoren – fast niemand wahrhaben. Weil Bundesbern keinen Schritt vorwärtskommt, müsste die Nationalbank in die Versorgungssicherheit der Schweiz investieren. Denn ohne Strom kein sicherer Franken.

Der einfachste Weg: Die Nationalbank lässt Private für 65 Milliarden Franken solare Freiflächenanlagen samt etwas Batteriepower bauen. Diese produzieren im Winter problemlos jene 25 Milliarden Kilowattstunden Strom, die wir brauchen, um einerseits die Atomkraftwerke abzustellen und andererseits den Zusatzbedarf an Winterstrom zu decken. Die Investitionen werden zu einem Zinssatz von 1 Prozent in dreissig Jahren amortisiert.

Mit dem überschüssigen Sommerstrom von 50 Milliarden Kilowattstunden dürften SVP-Kolchosen jenen Wasserstoff produzieren, an den die *Sünneli*-Partei glaubt.

Parallel dazu müsste Viola Amherd – für den Fall der Fälle – endlich 9000 dezentrale Notstromaggregate mit je 900 kW Leistung installieren. Um mit synthetischen Kraftstoffen alle Hacker-Angriffe, Dunkelflauten und Hochwasser einzukesseln.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

Big Tech ist ein Segen für die Menschheit

Die US-Regierung will Apple, Amazon, Facebook, Google und Microsoft an die Kandare nehmen. Das wäre fatal für Freiheit und Wohlstand. Alle würden verlieren.

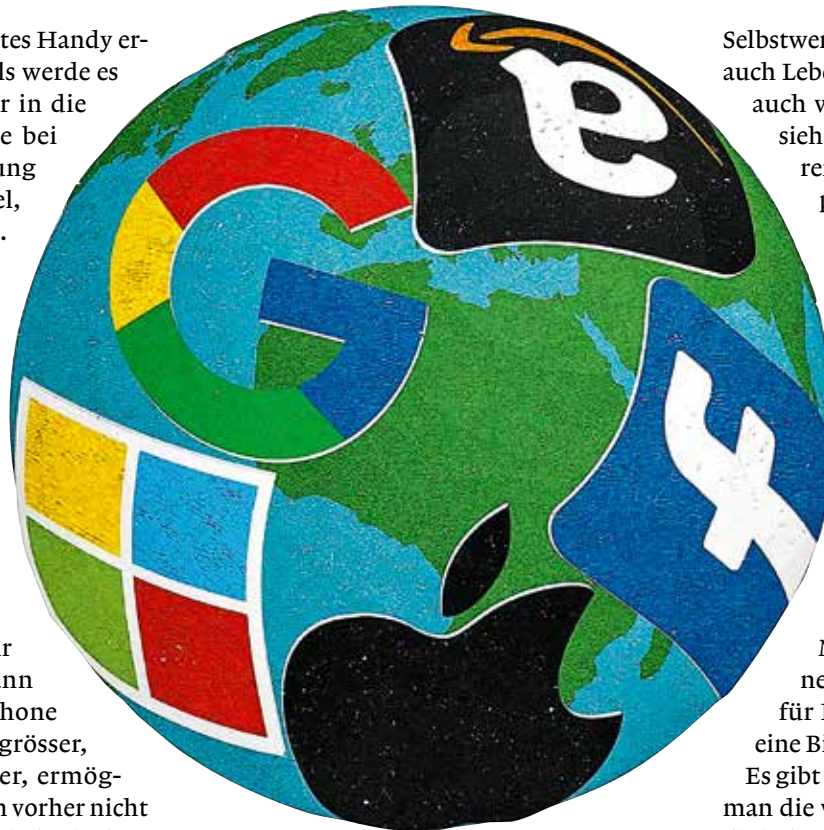
Beat Gygi

Wenn ein Kind sein erstes Handy erhält, scheint es oft, als werde es quasi ein paar Meter in die Höhe gehoben. Ein Schub wie bei einem Senkrechtstart, ein Sprung auf die obere Plattform im Spiel, der Eintritt in eine neue Welt. Man kann auch sagen, es erreiche eine höhere Energiestufe, einen angeregteren Gemütszustand, werde wacher im Beobachten und stolzer im Auftreten, mit mehr Ego; das Kommunikationsgerät scheint etwas auszulösen.

Klar, diese Einschätzung beruht auf persönlichen Beobachtungen, einem winzigen Ausschnitt der Wirklichkeit, aber wenn das auch nur für einen Teil der Kinder gilt, dann muss man sagen: Das Smartphone in der Hand macht das Leben grösser, wohl auch besser, interessanter, ermöglicht Entwicklungen, an die man vorher nicht dachte. Der einzelne Mensch wird mit dem Kommunikationsgerät zum Mittelpunkt seines elektronischen Netzwerks von Freunden und Menschen, mit denen er zu tun hat – und das er quasi als Netzchef betreut.

Flucht aus der Eintönigkeit

Man zeigt, dass man Netzchef ist und zückt das Handy hundertmal am Tag, um die Führungsrolle auch zu belegen. Netzchef sein heisst auch ein Stück weit Unternehmer sein, man entscheidet darüber, wie man als einer von vielen kleinen Punkten im Netz in der Welt auftritt und sich entwickelt. Die Möglichkeiten zur Selbstdarstellung im Netz werden in Medien und Wissenschaften allerdings meist mit negativem Tonfall diskutiert. Soziale Medien, das fördere Narzissmus, Online-Sucht, Plattformen wie Facebook, Instagram oder Tiktok verführten narzisstische Menschen zur enthemmten Jagd nach Aufmerksamkeit und Bewunderung, andere zu Hassbotschaften; das



Grösser, besser, interessanter.

werfe viele Labile aus der Bahn und rufe nach Therapie.

Aber man spricht nicht von den Abermillionen, für die der Eintritt ins Netz die Flucht aus Eintönigkeit und Langeweile in eine Freiheit bedeutet, die man als Netzchef selber gestalten kann und selber verantwortet. All diese einzelnen persönlichen Netze verbinden sich dann durch die Technik zum grossen Netzwerk, das letztlich mehr oder weniger die Welt erfasst. Wenn eine Milliarde Menschen eine solche Steigerung des Selbstbewusstseins erfährt, den Sprung auf einen höheren Stand der Verbindung mit der Welt macht, dann muss davon auch eine Verbesserung des Wohlstands zu erwarten sein. Eine Milliarde Mal ein persönliches Plus an

Selbstwertgefühl, Freiheit, Prestige und wohl auch Lebenseinkommen. Das summiert sich, auch wenn man es zunächst nicht direkt sieht. Ökonomen klagen seit dreissig Jahren darüber, dass die Wirtschaft nicht produktiver werde, dass sich die Digitalisierung nicht in höherer Effizienz und stärkerem Wachstum niederschläge. Vielleicht misst das Sozialprodukt nicht alles. Eine Untersuchung von Erik Brynjolfsson (MIT) und Kollegen von 2019 deutet darauf hin, dass die Facebook-Nutzung (die gratis ist) amerikanischen Nutzern fast 600 Dollar pro Jahr wert ist. Andere Autoren schätzen den Kundennutzen von Facebook für die USA auf 240 Milliarden jährlich. Und die NZZ veranschlagt den Wert der Internetdienste von Google und Facebook für Europa und Nordamerika auf über eine Billion Dollar pro Jahr.

Es gibt noch ein anderes Spiegelbild, in dem man die wirtschaftlichen Auswirkungen der digitalen Unternehmen und Netzwerke ebenfalls sieht: Die Börsenbewertungen der Firmen, die Smartphones, Computer, Internetzugang, Onlineplattformen und -dienstleistungen anbieten, sind enorm gestiegen. Die fünf dominierenden Riesen im Weltmarkt, Apple, Amazon, Google, Facebook und Microsoft, alles Amerikaner, machen etwa zwanzig Prozent

Die Möglichkeiten zur Selbstdarstellung werden meist mit negativem Tonfall diskutiert.

der ganzen Unternehmensbewertungen auf der Welt aus, kurz: Was vor zwanzig Jahren noch ein winziger Klacks auf der Weltkarte war, ist heute ein Schwergewicht – und zwar mit Leistungen, die kaum etwas wiegen, sondern gossenteils durch den Äther fliegen.

Apple mit seinen Smartphones und Tablets ist zurzeit die wertvollste Firma der Welt, die

Bewertung beträgt rund 2500 Milliarden Dollar, etwa 500-mal mehr als vor zwanzig Jahren. Etwa um den Faktor 50 hat sich seit 2004 der Wert von Google, heute Alphabet, gesteigert, deren Börsenwert erreicht jetzt rund 1700 Milliarden Dollar. Rund 1800 Milliarden oder das 200fache von 2001 ist heute Amazon wert, der weltumspannende Onlinehändler und Datenspeicherer. Mark Zuckerbergs Facebook wird mit rund 970 Milliarden Dollar bewertet, etwa 9-mal mehr als beim Börsengang 2012. Und nicht zu vergessen Microsoft, schon fast ein Oldie, dem irgendwann die Verjüngung als Cloud-Anbieter gelungen ist, der in zwanzig Jahren den Kurs verzehnfacht hat und heute gut 2100 Milliarden Dollar wert ist.

Diese digitale Fünferbande ist also über 9 Billionen Dollar wert. Dafür könnte man gut 27-mal Nestlé kaufen, den wertvollsten Schweizer Konzern. Oder gut 120-mal Daimler-Benz, die Ikone des deutschen Autobaus. Darin spiegelt sich die Wertschätzung der Tech-Riesen durch ihre Kundschaft, die Aufwertung des Selbstbewusstseins der Nutzer, die mit Handys und Internet persönliche Freiheit und Eigenständigkeit verwirklichen können.

Freiheit des Einzelnen, Eigenverantwortung, Autonomie standen schon ganz am Anfang von Big Tech als Erfolgsfaktor im Zentrum, Auflehnung gegen den Zentralismus der Grossrechner: Apples Entwicklungsgeschichte begann mit dem Bausatz für den eigenen, autonomen, persönlichen Computer Apple I von Steve Jobs und Steve Wozniak. Anfang der achtziger Jahre machten dann die ersten eigenständigen, Freiheit versprechenden, freistehenden Personalcomputer Apple II an Hochschulen die grosse Masse von Studenten neidisch, die damals noch im Korsett des Rechenzentrums arbeiten mussten.

Kurz darauf brachte Bill Gates mit seiner Firma Microsoft das Betriebssystem für IBM-Personalcomputer in den Markt, auch das ein Paket von Freiheit und Selbstverwirklichung. Jobs wie Gates gelang damals das Kunststück, dem Menschen ein Instrument in die Hand zu geben, das schon fast eine biologische Verbindung zur Maschine schuf und viel dazu beitrug, dass die Computer den Menschen quasi ans Herz wuchsen: die Bedienung via Maus, eine Erfindung von Xerox, die Jobs wie Gates dann für sich nutzten.

Mehr Teilnehmer, mehr Kontakte

Jahre später kam die Vernetzung, da wurde das Internet mit dem einheitlichen Protokoll weltweit ausgebaut, und Ende der neunziger Jahre ging auch die neue Suchplattform Google von Sergey Brin und Larry Page an den Start, die bald die legendäre, prestigeträchtige Suchmaschine Altavista und andere verdrängte, schneller und besser war als alle anderen, ein Emporkömmling, der alle schlug. Google verstand es, Suchende und Werbende auf der Platt-

form indirekt zusammenzubringen, Daten der Sucher an die Werber zu verkaufen und durch die Vermittlung guten Gewinn zu machen.

Warum ist Big Tech so gross? Der Schlüssel zum Erfolg in der digitalen Wirtschaft sind die Grössenvorteile und die sogenannten Netzwerkeffekte. Erstens kostet das Kopieren eines Programms oder Spiels nichts, also nehmen die Kosten mit steigendem Umsatz kaum zu. Zweitens bringt eine wachsende Kundschaft grosse Vorteile: Je mehr Kunden ein Unternehmen in seinem Netz hat, desto mehr profitieren auch die anderen Kunden davon, das führt zu einem sich selbst verstärkenden Wachstum. In Telefonnetzen sind direkte Netzwerkeffekte seit je beobachtbar, das heisst, je mehr Teilnehmer angeschlossen sind, desto mehr Kontakte können diese erreichen.

Bei den modernen Tech-Unternehmen kommen indirekte Netzwerkeffekte hinzu: Je mehr Nutzer in einem Netz sind, die bestimmte Dienstleistungen beziehen, desto mehr können diese mit anderen Nutzern in Kontakt gebracht werden, die etwas anderes wollen, aber vom Kontakt profitieren können. Google war Pionier. Je mehr Internetnutzer Google als Suchmaschine benutzten, desto grösser wurde die Möglichkeit für Google, diese mit Werbekunden in Kontakt zu bringen.

Solche Plattform-Unternehmen stellen denn auch oft sogenannte zweiseitige Märkte dar: auf der einen Seite zum Beispiel die Leute, die Hotelübernachtungen suchen, auf der anderen Seite die Hotels, die ihre Zimmer anbieten. Die Plattform selber ist der Vermittler. Oft verlangt er von der einen Seite, dem breiten Publikum, keine Gebühr für seine Leistung, sondern nur von der wirtschaftlich stärker interessierten Seite, den Hotels. Oder wie Google von den Kunden, die auf der Suchmaschine Werbung platzieren, nicht von den Suchenden.

Klar, wer Google zur Suche oder Facebook zur Kommunikation oder Selbstdarstellung nutzt, bezahlt auch etwas, nämlich mit seinen Daten, die Aufschluss geben über seine Vorlieben, Eigenschaften, soweit sie aus seinem Verhalten als Computernutzer eruierbar sind. So kann es



sich für die Plattform lohnen, dem breiten Publikum die Dienste monetär gratis anzubieten, weil die dadurch erhaltenen Daten einiges wert sind. Das wissen die Nutzer in der Regel und machen ihre Rechnung: Im positiven Fall nutzen sie Facebook oder Google weiterhin, weil es das wert ist.

In den achtziger Jahren hätte man sich nie vorstellen können, was man als normaler Alltagsnutzer heute via Internet alles erhält. Damals träumte man davon, ein x-beliebiges Buch rasch mal zur Hand zu haben, ohne in die Bibliothek gehen zu müssen. Heute ist es so weit: Man hat direkten Zugriff auf fast

Jetzt bringt ausgerechnet der Linksrutsch in den USA die grossen Digitalunternehmen in Bedrängnis.

alles, was in der Welt geschrieben wurde. Musik und Filme kommen mit fast null Aufwand aufs Handy. Und kostenlos Landkarten aus jeder Ecke der Welt zur Navigation. Früher hätte man ein paar Angestellte für das gebraucht, was ein Smartphone mit Netz heute bringt. Bezeichnenderweise hiessen die ersten schlauerer Mobilgeräte Personal Digital Assistant.

Es wäre ein Rückschlag für die Freiheit

Jetzt bringt ausgerechnet der Linksrutsch in den USA die grossen Digitalunternehmen in Bedrängnis. Die Regierung Biden zeigt sich so interventionistisch wie die EU, will Big Tech an die Kandare nehmen, regulieren. «Missbrauch der Marktmacht und der Daten», lauten die Vorwürfe gegen Microsoft, Amazon und Google, Facebook wirft man zudem vor, durch den Kauf von Instagram und Whatsapp den Wettbewerb unterdrückt zu haben, um Social-Media-Monopolist zu werden. Die Wettbewerbsbürokratin Lina Khan würde Firmen gerne aufspalten, viele träumen vom Antitrust-Hammer wie damals bei den Eisenbahnen oder Telefongesellschaften. Gross gilt als schlecht.

Dass diese Firmen gerade deshalb so gross geworden sind, weil sie das anbieten, was Kunden wollen, und dass sie nur mit dieser Grösse so viele Menschen und Firmen effizient zusammenbringen, die Leute unterhalten oder mit künstlicher Intelligenz die Medizin, die Chemie, die Suche nach Werkstoffen, die Finanzbranche unterstützen können, das wird in den Hintergrund gedrängt. In der Politik sehen viele auch nicht, dass der Wettbewerb zwischen den vermeintlich unzerstörbaren Riesen hart ist und jedes Unternehmen angreifbar ist, wenn man die Marktkräfte spielen lässt. Es wäre ein Rückschlag für Freiheit und Wohlstand, wenn Big Tech unter Staatskontrolle käme – oder wenn jetzt ihre Chefs aus Opportunismus zu einer Regulierung Hand böten, um dem harten Konflikt zu entgehen.

Mehr zum Thema: Seite 39

Toxisches aus den Teppichetagen

Ein dünnes Büchlein hat den Fall des Raiffeisen-Präsidenten Guy Lachappelle eskalieren lassen. Was schreibt seine Ex-Geliebte?

Christoph Mörgeli

Wenn der Verwaltungsratspräsident einer systemrelevanten Schweizer Bank zurücktreten muss, ist dies von öffentlichem Interesse. Raiffeisen galt bis vor kurzem als sympathische Genossenschaft, die vornehmlich den Sparbatzen der kleinen Leute verwaltete. Doch in kurzer Zeit ist es der obersten Führung gelungen, diesen guten Ruf zu ramponieren. Das neuste Erdbeben löste Guy Lachappelle aus, indem er Knall auf Fall von seinem Präsidentensessel bei Raiffeisen zurücktrat. Ein medial verbreitetes Mail an seine Geliebte aus dem Jahr 2017 enthielt Bankinterne seiner damaligen Arbeitgeberin, der Basler Kantonalbank. Zudem glaubte sich Lachappelle in einem Buch seiner früheren Geliebten zu erkennen und liess es gerichtlich verbieten.

Der Titel dieser Schrift lautet: «Toxic Leaders faszinieren und vernichten»; sie ist im Internet mit allen 76 Seiten greifbar. Als Co-Autorin fungiert die Ex-Geliebte von Guy Lachappelle. Auch ihre Person wäre durchaus von öffentlichem Interesse. Sie amtierte früher im Basler Gesundheitsdepartement, unter anderem als stellvertretende Kantonsärztin. Heute wirkt sie als CEO einer psychiatrischen Privatklinik und ist Präsidentin einer Spitälervereinigung. Auch im Kanton Zürich hinterlässt die Ärztin Spuren, sitzt sie doch in der Aufsicht einer selbstständigen, aber öffentlich-rechtlichen Institution des Gesundheitswesens. Laut *Basler Zeitung* hätte sich die gelernte Chirurgin und MBA-Absolventin 2015 gerne dem Pharmakonzern Roche als Verwaltungsrätin zur Verfügung gestellt.

Nichts als Täter und Opfer

«Toxic Leaders» ist das Werk der Ärztin und der beiden Co-Autoren betitelt. Offenbar ist die Chirurgin und Chefin einer psychiatrischen Klinik auch noch eine qualifizierte Toxikologin. Doch was genau steht im verbotenen Buch über vergiftende Persönlichkeiten? Zunächst bleibt unklar, ob es einen wissenschaftlichen Anspruch erheben oder den Lesern eine populäre Lebens- und Berufsberatung bieten will. Sicher liest jedermann – abgesehen von Guy Lachappelle

– noch so gerne, dass sein unmöglicher Chef eine toxisch verseuchte Persönlichkeit ist. Oder wer empfindet schon keine nachträgliche Befriedigung, wenn von drei Medizinern erklärt wird, dass man in einer gescheiterten Privatbeziehung Opfer eines hochgradigen Psychopathen wurde, während man selber dem Ex-Partner nichts als Empathie und Verständnis entgegenbrachte.

Das Buch «Toxic Leaders» knüpft an ein 25-jähriges Modewort aus den USA an. Selbstverständlich ist für Lachappelles Ex-Geliebte und ihre beiden Mitautoren das aktuellste Beispiel Donald Trump («ein maligner Narzisst»). Dieser habe am Ende nichts als «Zerrüttung

Ein ärgerliches Sammelsurium von Ressentiments, Vorurteilen und Halbwahrheiten.

und Gewalt» hinterlassen. Doch generell könnten toxische Personen viel zu lange ihr Unwesen in Wirtschaft, Politik und Gesellschaft treiben; dies fordere «unzählige unnötige Opfer», die abseits der Öffentlichkeit still litten und keinen Schutz erfahren würden.

Psychopathen, Narzissten, Sadisten

Dabei müssten toxische Führungspersönlichkeiten laut den Verfassern eigentlich ein Auslaufmodell sein, denn die moderne Welt verlange agiles Denken und Handeln, flache Hierarchien und Mitsprachemöglichkeiten in Teams. Hier auf orten die Autoren bei toxischen Chefs die Eigenschaften einer «dunklen Tetrade», nämlich eine «Kombination aus Narzissmus, Machiavellismus, Psychopathie und Sadismus». Kurz: Eine noch teuflischere Ansammlung böser Eigenschaften ist kaum möglich.

Mit diesem einfach gestrickten Negativmuster erklärt das Buch alle möglichen Enttäuschungen, Frustrationen und Charaktereigenschaften von Mitmenschen, mit denen wir es aus verschiedensten Gründen nicht so richtig können. Die hier massenweise ge-

stellte Diagnose «Toxic Leader» erfolgt medizinisch in keinem einzigen Fall lege artis, nämlich nach Erhebung der Befunde, einer systematischen Befragung (Anamnese) und einer körperlichen Untersuchung. Es handelt sich letztlich um ein ärgerliches Sammelsurium von Ressentiments, Vorurteilen und Halbwahrheiten ohne jede Evidenzbasierung. Mit geradezu naiver Offenheit wird eingestanden, dass Personen und Handlungen teilweise «frei erfunden» seien.

Suche nach Skandalen

Seichte, oberflächliche Gesprächsprotokolle zwischen den Autoren wechseln mit privaten und beruflichen Erlebnissen, angeblich auch mit Guy Lachappelle, die sie mit der eigentümlichen Erklärung verbinden: «Ähnlichkeiten mit existierenden Personen sind weder beabsichtigt noch zufällig, sondern unvermeidlich.» Das übergeordnete Ziel toxischer Personen (auch «Anzugstäter» genannt) sei es, «die eigene Gier zu stillen und den Lustgewinn zu steigern». Zwischen 2 und 5 Prozent der Menschheit gehörten zum Kollektiv der Vergiftenden, wird behauptet – freilich ohne irgendeine Quellenangabe.

Der «Jim», in dem sich Guy Lachappelle offenbar wiedererkennen will, wird beschrieben als «smarter, erfahrener Geschäftsmann». In einer ersten Phase der Begeisterung verführt er sein Opfer, verwirrt dieses danach, unterwirft es seiner Macht mit psychischem Druck, isoliert und destabilisiert es und macht es abhängig bis zur Aufgabe seiner Persönlichkeit, zur Zerstörung seines Lebenswerks und zum persönlichen Ruin.

Als Gegenstrategie empfiehlt die Autorin, die Lebensläufe der «Toxic Leaders» detailliert durcharbeiten: «Sie werden mit Sicherheit über vermeintlich kleinere und grössere Vorwürfe oder gar Skandale stolpern. [...] Suchen Sie nicht nur im Berufsleben, sondern auch im Privatleben. So kommen Sie zur Entlarvung seiner wahren Persönlichkeit.» Offenbar hat hier ein «Toxic Leader» weniger ein Opfer als eine neue «Toxic Leaderin» erschaffen.

Mullah-Komplott in Brooklyn

Per Schnellboot, Segelschiff und Flugzeug wollten Irans Machthaber die Frauenrechtlerin Masih Alinejad aus den USA entführen. «Ihre Angst vor mir muss grenzenlos sein», sagt sie.

Urs Gehriger

Seit Jahren sehne ich mich danach, in meine Heimat zurückzukehren und meine Familie in die Arme zu nehmen», sagt Masih Alinejad, «aber von einer Reise im Speedboat, speziell für mich gechartert? Davon hätte ich nie im Leben geträumt.»

Mit müder Stimme kommentiert die Frauenrechtsaktivistin das Komplott, das die iranische Regierung für die zierliche Frau ausgeheckt hat und das sich ausnimmt wie das Drehbuch eines verrückten Agententhillers. Iranische Geheimagenten sollten Alinejad, 44, an ihrem Wohnort in Brooklyn entführen, auf einem Schnellboot ins offene Meer transportieren, dort in ein Segelboot umladen und nach Venezuela verfrachten, von wo sie in einem Regierungsflugzeug nach Teheran ausgeflogen werden sollte, um sie dort – so die naheliegende Vermutung – hinzurichten.

Schlechter Witz?

Die Staatsanwaltschaft in New York hat letzte Woche vier iranische Agenten der geplanten Entführung angeklagt. «Ich habe vor acht Monaten erstmals davon erfahren», so Alinejad im Telefongespräch mit der *Weltwoche*. «Das FBI kam bei mir vorbei und sagte, dass ich hier nicht sicher sei.» Sie dachte an einen schlechten Witz. «Ich sagte ihnen: «Mein Gott, ich erhalte jeden Tag Todesdrohungen.»» Dann legte ihr das FBI Fotos vor. Iranische Agenten hatten minutiös sämtliche Bewegungen und Personen aus ihrem Umfeld ausspioniert. «Als ich Bilder meines Stiefsohnes sah, brach ich in Tränen aus. Er ist erst vierzehn.» Das FBI versteckte Alinejad vorübergehend in geheimen Unterkünften.

Die Journalistin aus der iranischen Provinz wehrt sich seit ihrer Jugend gegen einen Schleierzwang im Iran. 2009 wurde sie gezwungen, das Land zu verlassen. Seither ruft sie aus dem Exil auf Instagram (5,4 Millionen Follower) und anderen sozialen Medien Iranerinnen dazu auf, das Kopftuch abzulegen. Es gehe nicht bloss um einen Stofffetzen, sondern um eine gezielte Form der Unterdrückung von Frauen, sagte sie vor zwei Jahren bei einem Treffen mit der *Weltwoche* in Brooklyn (*Welt-*

woche Nr. 9/19). «Der Hidschab macht die Frau zur Geisel des iranischen Regimes.»

Weil die iranische Regierung Alinejads nicht habhaft werden konnte, wurden an ihrer statt Eltern und Verwandte drangsaliert. Ihr Bruder wurde zu acht Jahren Gefängnis verurteilt, obwohl er nichts mit ihrer Aktion zu tun hat. Doch nun reichte der lange Arm des Regimes bis nach Amerika. «In gewisser Weise macht es mich ja



Jeden Tag Todesdrohungen:
Journalistin Alinejad.

stolz», sagt Alinejad. «Seit Jahren schimpft das iranische Regime Amerika den «grossen Satan», doch statt Aussenminister Blinken oder Ex-Prä-

«Als ich die Bilder meines Stiefsohnes sah, brach ich in Tränen aus. Er ist erst vierzehn.»

sident Trump ins Visier zu nehmen, schwärmten seine Häscher nach meiner Wenigkeit aus. Ihre Angst vor mir muss grenzenlos sein.»

Zu Beginn seiner Amtszeit hatte Donald Trump den Atomvertrag mit dem Iran aufgekündigt, Teheran als Terrorexporteur gebrandmarkt und das Regime in die Enge getrieben. Er schmiedete eine Koalition arabischer Staaten und etablierte vorübergehend

Stabilität im chronischen Brandherd Nahost. Trumps Aussenminister Mike Pompeo empfing Alinejad persönlich. Er dankte ihr und den iranischen Frauen, die für ihre Würde kämpfen und dabei ihr Leben riskieren, für ihren Mut.

Biden zeigt wenig Interesse

Mit dem Kidnapping-Komplott ist die Causa Alinejad nun in Bidens Oval Office angekommen. Doch offenbar zeigt der neue Präsident wenig Interesse an ihrem Anliegen. Mit aller Kraft versucht er, das Atomabkommen wieder in Kraft setzen, und hofiert die Mullahs. Ausgerechnet jener Biden, der sich lautstark für Frauenrechte einsetzt. Sie verstehe Bidens Politik nicht, sagt Alinejad, die die US-Staatsbürgerschaft besitzt. Gerne würde sie ihn fragen: «Präsident Biden, wenn das iranische Regime nicht mich, sondern Ihren Sohn entführen wollte, was wäre Ihre Reaktion? Würden Sie weiter über den Atomdeal verhandeln?»

Sie fordert die US-Regierung auf, die Annäherung an den Iran sofort einzustellen. «Die Biden-Administration sollte begreifen, dass Entführung, Töten, Morden in der Natur der Islamischen Republik liegt.» Der neue Präsident Ebrahim Raisi habe als Ankläger am Sondergericht für Geistlichkeit die Hinrichtung von 5000 politischen Gefangenen angeordnet. «Für mich ist die Islamische Republik wie der Islamische Staat. Der IS peitschte Menschen aus, weil sie die Scharia nicht befolgten. Die Islamische Republik peitscht Frauen aus, die sich weigern, den Hidschab zu tragen.»

Obwohl das Kidnapping-Komplott vereitelt wurde, wird Alinejad auch im «Land der unbegrenzten Möglichkeiten» nicht in Freiheit leben können. Sie muss damit rechnen, entführt oder ermordet zu werden. Ihre gefürchtete Waffe – ihr Wort – lasse sie jedoch nicht verstummen. «Wenn ich mit meiner Arbeit aufhöre, bedeutet das, dass ich all die Millionen iranischer Menschen verrate, die mir vertraut haben, die sich täglich auf mich verlassen und die mir Videos über das Unterdrückungsregime schicken», sagt die Aktivistin. «Ich bin ihre Stimme. Sie ist die einzige, die sie haben.»

Erbadel der Superstars

Models, Schauspielerinnen und Sänger versorgen ihren Nachwuchs im Unterhaltungsgeschäft. Dabei könnten die Kinder etwas Sinnvolleres tun.

Julie Burchill

Manche Menschen halten es für ganz natürlich, dass Kinder bei der Berufswahl in die Fussstapfen ihrer Eltern treten. Und dass Eltern ihren Sprösslingen ein wenig unter die Arme greifen und bei Kollegen ein gutes Wort für sie einlegen, würden viele als ganz normal bezeichnen. Aber ist es abwegig, darüber erstaunt zu sein, dass so viele junge Leute mit berühmtem Namen sich in der Kulturszene breitmachen, die, wenn ihre Eltern nicht in der Unterhaltungsbranche wären, vielleicht etwas Sinnvolleres mit ihrem Leben anfangen würden?

In dieser Woche schritt Tilda Swinton mit ihrer Tochter über den roten Teppich von Cannes, um Werbung für ihrer beider Film zu machen. Premiere hatte auch der neue Film von Sean Penn, in dem seine Tochter mitspielt. Und bei der jüngsten Bademodenpräsentation mit Demi Moore wirkten ihre drei Töchter mit. Fast könnte man glauben, dass das Showbusiness eine Branche ist, in die man hineingeboren werden muss – wie eine Monarchie.

Hässliches Bündnis

Diese Schätzchen sind meist verbissen korrekt, wenn es um soziale Gerechtigkeit und Politik geht, aber komischerweise nicht, wenn es darum geht, der Nichte bei irgendeinem Modelabel einen Job zu verschaffen. Angesichts von immer lauter werdenden Rufen, die Branche solle die Gesellschaft authentischer repräsentieren, könnte man annehmen, dass *wokeness* und Protektion einander ausschliessen. Aber im letzten Jahrzehnt sind die beiden ein hässliches Bündnis eingegangen. Die daraus entstandenen Geschöpfe verknüpfen das Schlechteste aus beiden Welten: die Privilegien der alten Garde und das demonstrative Moralisieren der neuen Generation. Und die Verachtung der Massen ist schliesslich das Kennzeichen von *wokeness* – zu beobachten bei den Showbusiness-Liberalen, die ihre Privilegien eifersüchtig hüten.

An besonders schlechten Tagen könnte man den Eindruck haben, jeder zweite Jungschauspieler oder Musiker, jedes neue Model sei ein

Kind der Urväter dieser *woke*-Bewegung, Bono und Sting. Elijah Hewson (Sohn von Bono) ist Frontmann der Gruppe Inhaler. Seine Schwester Eve, die kürzlich in dem Netflix-Thriller «Behind Her Eyes» zu sehen war, ist zumindest ehrlich, was ihren kometenhaften Aufstieg angeht: «Einige Freunde, mit denen ich auf der Schauspielschule war, sind wirklich talentiert, aber sie hatten Mühe, einen Agenten zu finden oder zum Vorsprechen eingeladen zu werden», sagt sie. «Für mich war das nie ein Problem, was vermutlich mit meiner Familie zu tun hat. Natürlich sollte das System nicht so funk-

«Wenn man die Hälfte der Bevölkerung diskriminiert, schrumpft das Talentangebot natürlich zusammen.»

tionieren, aber wenn die Tür offensteht, sollte man hindurchgehen.» Stings Kinder sind noch kreativer: Joe ist Singer-Songwriter und Bassist, Fuchsia ist Schauspielerin, Drehbuchautorin und Produzentin, Jake ist Model und Regisseur, Giacomo ist Schauspieler, Brigitte Schauspielerin und Eliot nicht-binäre Musikerin und Schauspielerin.

Aber selbst Bella Freud (Berühmtheit in vierter Generation!) kann es trotz allem Einfallsreichtum nicht mit der Rockgruppe Outer Stella Overdrive aufnehmen, mit Frontmann Raff Law (Sohn von Schauspieler Jude) und Rudy Albarn (Neffe von Blur-Sänger Damon). Der *Tatler* brachte vor einiger Zeit einen überschwänglichen Artikel über die beiden Musi-

ker, deutlich hervorgehoben auf der Fotografie, während ihre beiden Bandkollegen, deren Leben nicht als Luxuspermien begannen, in den Hintergrund verbannt wurden. «Wenn sie von ihrer Kindheit erzählen», heisst es da, «tauchen immer wieder bekannte Namen auf – wie etwa Paul McCartney (bei Rudy) und «Tante» Kate Moss (bei Raff), aber als Band haben Outer Stella sich aus eigener Kraft durchgesetzt. Die Jungs haben in verschiedenen Bereichen Aufsehen erregt, Raff ist in die Fussstapfen seines Vaters getreten (sein nächstes Projekt ist Steven Spielbergs Miniserie «Masters of the Air», die demnächst auf Apple TV zu sehen sein wird).» In dem Artikel wird auch erwähnt, dass Ruffs Mutter Sadie Frost das Video für den 2020 veröffentlichten Titel «Bad Times» aufnahm.

Zurück auf der Bank

Man weiss oft nicht genau, wo Berühmtheit aufhört und Glück in der Lebenslotterie anfängt. Nehmen wir die Schauspieler. Wenn sie nicht aus Schauspielerfamilien kommen, dann immer öfter aus begüterten Kreisen. Früher konnten talentierte junge Leute aus bescheidenen Verhältnissen in die Welt von Glanz und Glamour aufsteigen – heute braucht man reiche, wenn nicht berühmte Eltern.

Ein Freund von mir, ein wunderbarer, talentierter junger Mann aus der Arbeiterklasse, kündigte seinen gutbezahlten Job im Finanzsektor, weil er eine Schauspielschule besuchen wollte. Nach wenigen Monaten war er wieder in seinem Bankjob, weil sich an seiner Schauspielschule mehr Kids aus reichen Familien herumtrieben als in der ganzen Londoner Finanzbranche. «Die Studiengebühren waren irre – 90 Prozent meines Jahrgangs hatten reiche Eltern und wurden während des Studiums von ihnen unterstützt», sagt er. «Wenn man die Hälfte der Bevölkerung diskriminiert, schrumpft das Talentangebot natürlich zusammen. Heute können es sich nur noch Kinder von Reichen leisten, künstlerische Ziele zu verfolgen.»

Früher konnten es Arbeiterkinder durch Modeln in die Schauspielerei schaffen – ein klassischer Weg für Mädchen aus einfachen Verhält-





Wie eine Monarchie: Demi Moore (in Schwarz) mit Töchtern.

nissen wie Marilyn Monroe oder Twiggy. Aber selbst das Modeln wird heute von den Sprösslingen berühmter Eltern okkupiert. Nehmen wir nur Kaia Gerber (Tochter von Cindy Crawford), Lily-Rose Depp, Gabriel-Kane Day-Lewis, Tali Lennox, Patrick Schwarzenegger, Amber Le Bon, Iris Law (schon wieder die Laws), Lennon und Gene Gallagher (Söhne von Liam) ... Es reicht. Die Topmodels, die es aus eigener Kraft geschafft haben, kann man an einer Hand abzählen.

Selbst Kate Moss, Selfmade-Model par excellence, hat ihre Tochter bei ihrer Agentur untergebracht und ihr Aufträge als Testimonial für Marc Jacobs und Chanel vermittelt. (Kates kleine Schwester Lottie setzt interessanterweise auf Onlyfans.) Manche dieser Kids sind attraktiv, manche weniger, und natürlich wird man vor allem den Farblosesten vorwerfen, sie hätten sich unabhängig von ihren Fähigkeiten protegieren lassen, sodass man sich fragt, warum die Eltern ihnen zuliebe nicht strenger sind.

Wie wird es weitergehen? Nehmen wir nur die Beckhams: Model Romeo, Musiker Cruz und die zehnjährige Harper, Schülerin an der Italia-Conti-Schauspielschule in London. Der älteste, Fotograf Brooklyn, hat uns schon 2017 mit seinem Buch «What I See» beglückt, als dieser begabte junge Mann gerade einmal achtzehn war, aber zwei Jahre später spotteten Insider über sein Praktikum bei dem berühmten Fotografen Rankin. Einer sagte: «Alle versprochen sich viel von ihm, aber es war kein

besonders gelungener Einstieg. [...] Am besten ist Brooklyn darin, den Auslöser zu drücken. [...] Es ist ein ziemlicher Witz.»

Rapper, Künstler, Aktivist

Die Amerikaner sind in Sachen Nachwuchsprotektion übrigens noch schamloser als wir Briten. Nehmen wir nur die jüngste Kardashian-Generation, Beyoncé's Brut, Madonnas Tochter Lourdes Leon, die mit vierzehn ihre erste Make-up-Line präsentierte. Der 23-jährige Jaden Smith, Sohn von Will, ist (tief Luft holen) als Schauspieler, Rapper, Künstler, Aktivist und Louis-Vuitton-Testimonial hervorgetreten. Und wenn aristokratische Abstammung in Amerika nicht auf so grosses Interesse stiesse, hätte das Projekt «Megxit» vermutlich nicht so viel Aufmerksamkeit erlangt. Und vergessen wir nicht das kleine Beutestückchen – Pardon, Goldstückchen – namens Lilibetdiana.com, ein Schwesterchen für Archewell.

Das alles ist noch viel deprimierender, als ich gedacht hatte – und dabei haben wir noch gar nicht von den Jagers gesprochen. Es ist nicht nur schlecht für die Kids, die zugunsten eines berühmten Namens übergangen werden. Eine Kultur, in der diejenigen mit Beziehungen (und nicht die wirklich Talentierten) es so sichtbar nach ganz oben schaffen, ist zwangsläufig weniger dynamisch – und weniger glücklich. Auch das trägt zu jener allgemeinen Verstimmung bei, die dazu führt, dass Politiker gewählt

werden, die den Abgehängten erklären, dass sie endlich gehört werden. Wenn wir wollen, dass junge Männer sich frustriert von der Gesellschaft abwenden, weil sie der Ansicht sind, dass sie keine Rolle in der Gesellschaft spielen, sollten wir die besten Jobs weiterhin denjenigen geben, die einen bekannten Namen tragen. Während ich diese Zeilen schreibe, erklärt Henry Dimbleby (Sprössling der legendären Journalistenfamilie) gerade im Radio, warum Lebensmittel teurer sein sollten – sollen sie doch überbeuerte ökologische Pralinen essen!

Die Protektion im Showbusiness nimmt so umfassende Züge an, dass man sich unschwer eine Zukunft vorstellen kann, in der Kinder aus einfachen Verhältnissen nur zwei Möglichkeiten in der «Unterhaltungsbranche» haben: für Mädchen Pornos, für Jungs Boxen. Wie in viktorianischen Zeiten erniedrigen sich die Armen zur Gaudi der Reichen. Reaktionäre Einstellungen werden, wie in der heutigen Politik, mit moralischen Bekenntnissen kaschiert. Die Branche öffnet sich nicht, sondern verschliesst sich. Hinter proklamierter Tugendhaftigkeit verbirgt sich raffiniertester Egoismus. Mögen sie noch so viel von «Diversität» und «Inklusion» reden – die Sprösslinge des Showbusiness sind derart selbstsüchtig, dass es der alten Garde die Schamröte ins Gesicht treiben würde.

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork

Polen wird zu Unrecht beschuldigt

Das Deutsche Reich hat den Massenmord an den Juden durchgeführt. Die Verantwortung dafür den Opfern der deutschen Besatzung in die Schuhe zu schieben, ist historisch falsch.

Maciej Korkuc

Der Holocaust war ein vom souveränen deutschen Staat geplanter und organisierter systematischer Massenmord, den das Dritte Reich mit Hilfe von Millionen deutscher Soldaten, Polizeikräfte und vieler anderer, die Befehlen gehorchten und sich unter dem Schutz deutscher Dienste befanden oder sich der Straflosigkeit sicher waren, durchführte. Die Deutschen haben die systematische Unterstützung der mit ihnen kollaborierenden Länder wie Frankreich, der Slowakei und so weiter breit genutzt. Die Republik Polen hat mit den Deutschen nie kollaboriert, wie Jan Grabowski in der *Weltwoche* behauptet (Nr. 26/21, Seite 34).

Polen war das erste Land, das sich dem Deutschen Reich militärisch widersetzte. Es wurde im Jahr 1939 durch die koordinierte Aggression Deutschlands und der Sowjetunion besiegt. Die Besatzer hatten das gesamte Gebiet Polens unter sich aufgeteilt, dessen Exilregierung ein Teil des Alliiertenlagers war und polnische Streitkräfte beharrlich rekonstruierte, die dann in Norwegen, Italien, Frankreich, Belgien, den Niederlanden und in Afrika kämpften. Im besetzten Land wurde heimlich eine Untergrundarmee aufgebaut.

Die «blaue Polizei»

Hitler beutete die besetzten polnischen Gebiete rücksichtslos aus. Der Bevölkerung wurden deutsche, auf Rassenkategorien beruhende Gesetze auferlegt. Die Deutschen waren die «Herrenrasse». Juden wurden alle Rechte entzogen, Polen wurden als dem Reich völlig unterworfenen «Untermenschen» behandelt.

Die deutschen Stellen führten Massenvertreibungen von Polen und Juden durch. Sie ermordeten die polnische Intelligenz, die Eliten und einfache Stadt- und Dorfbewohner. Die gigantische Mehrheit der rund sechs Millionen polnischer Bürger, die unter der Besatzung ums Leben kamen, waren Zivilisten. Die Hälfte von ihnen waren Juden (ermordet wurden 90 Prozent der gesamten jüdischen Bevölkerung). Die zweite Hälfte waren allermeist polnische Christen.

Natürlich darf man eine ganze versklavte Nation nicht monolithisch betrachten. Bereits

1939 rekrutierten deutsche und sowjetische Besatzer offizielle und geheime Kollaborateure, die zu einem zusätzlichen Instrument des Terrors gemacht wurden. Sowohl die Deutschen als auch die Sowjets haben sie aus verschiedenen Nationalitäten rekrutiert, darunter auch christliche Polen und Juden.

Die Deutschen bildeten für ihre Zwecke verschiedene polizeiliche Kräfte, auch unter der eroberten Bevölkerung. Unter anderem haben



Koordinierte Aggression: deutsche Besetzung Polens von 1939 bis 1945.

sie die «polnische Polizei», («blaue Polizei»), zu der zwangsweise rekrutiert wurde und die der deutschen Gendarmerie vollumfänglich unterstand, sowie – in den von den Deutschen errichteten Gettos – den «Jüdischen Ordnungsdienst» gebildet. Die einen und die anderen Polizisten haben die Deutschen auch während des Holocaust benutzt, indem sie ihnen verschiedene von den deutschen Bedürfnissen abhängige Rollen zuteilten. Wird dadurch die Verantwortung Deutschlands für den Massenmord geringer? Nein.

Je mehr Zeitzeugen sterben, desto einfacher wird es, die grundlegenden Fakten zu manipulieren.

War ein polnischer Bürger Vorkriegspolens, ein Zivilist oder ein Polizist, mit Ausnutzung der Besatzungsumstände an einem Verbrechen (aus welchen Gründen auch immer) beteiligt, so galt er nach polnischer Rechtslage als Krimineller. Die «blauen Polizisten» im deutschen Dienst haben sowohl auf Juden als auch auf christliche Polen geschossen. Die staatliche Dimension der deutschen Verbrechen hatte nichts an der Eigenverantwortung der Beteiligten geändert. Einige dieser Kriminellen und Kollaborateure wurden noch während des Krieges vom polnischen Untergrund umgebracht, anderen wurde eine strafrechtliche Verantwortung danach angesagt.

Die Deutschen haben aus logistischen Gründen das von ihnen besetzte Polen zum Zentrum des Holocaust gemacht. Denn die Vernichtung der Juden liess sich dort am leichtesten und billigsten organisieren, wo diese am zahlreichsten lebten. Deutschland hat mit den von ihnen terrorisierten «polnischen Untermenschen» nichts vereinbart. Nicht ohne Grund haben sie doch im besetzten Polen die Todesstrafe über alle polnischen Bürger verhängt, die Juden irgendwie halfen.

Je mehr Zeitzeugen sterben, desto einfacher wird es, die grundlegenden Fakten zu manipulieren. Vor kurzem wurde in einer amerikanischen Zeitung der von Deutschland begangene Mord an allen polnischen Juden Polen zugeschoben. Nicht selten werden in der westlichen Presse Vernichtungslager unwissend als polnisch bezeichnet. In der *Weltwoche* hat Jan Grabowski ebenfalls unwahre Zahlen angegeben, die er nicht wissenschaftlich hat begründen können. Seine provokativen Aussagen wie «Ohne die Beteiligung der Polen wäre der Holocaust nicht möglich gewesen» sind ebenso falsch wie die Leugnung der Existenz von Gaskammern in Auschwitz. Damit wird die Verantwortung Adolf Hitlers und des Deutschen Reiches für den systemisch organisierten Massenmord heruntergespielt, was unakzeptabel ist.

Maciej Korkuc ist Mitarbeiter des Instituts für Nationales Gedenken in Polen. Er beschäftigt sich unter anderem mit der Zeit der deutschen Besatzung.

Die Villa, die Jacht, das Weingut

Ich glaube, die staatlichen Subventionen für die Medien gehen in der Volksabstimmung bachab.



Kennen Sie die Villa von Michael Ringier in Küsnacht, in der ein Teil seiner Kunstsammlung hängt? Sie werden sie vermutlich bald kennenlernen.

Kennen Sie die Segeljacht von Pietro Supino am Mittelmeer, auf der er seine Sommerferien verbringt? Sie werden sie vermutlich bald kennenlernen.

Kennen Sie das Schloss von Peter Wanner in Würenlos und seine Weingüter, die sich darunter erstrecken? Sie werden sie vermutlich bald kennenlernen.

Sie werden sie bei der Volksabstimmung zum Mediengesetz kennenlernen. Es wird eine Abstimmung mit Klassenkampf-Kolorit.

«Nein zu Steuermilliarden für Medienmillionäre» ist ein zentraler Slogan des Komitees, das nun die Unterschriften für das Referendum gegen das Mediengesetz sammelt.

Der Ansatz hat etwas. Das neue Mediengesetz, eben im Parlament beschlossen, schütet zusätzlich um die 140 Millionen Franken im Jahr an die privaten Medienhäuser aus. Das macht in den sieben Jahren, auf die das Gesetz angelegt ist, total eine Milliarde Franken.

Ein hübscher Teil dieser Milliarde wird an die grossen Medienhäuser gehen, also an die Familien von Michael Ringier, Pietro Supino und Peter Wanner. In der Abstimmung werden ihre teuren Villen, Boote und Weingüter zum Thema der Kampagne werden.

Denn die Medien-Milliarde ist selbst im Schweizer Subventionsdschungel ein Sonderfall. Von den jährlichen 42 Milliarden Franken an Subventionen geht sonst kein Geld an profitorientierte Grossunternehmen in

Familienbesitz. Das Geld fliesst für anderes, von Landwirtschaft bis Asylwesen.

Insofern trifft das «Nein zu Steuermilliarden für Medienmillionäre» schon einen heiklen Punkt. Nach der Liste des Wirtschaftsmagazins *Bilanz* ist die Familie um Michael Ringier, die rund 70 Prozent des Unternehmens besitzt, eine knappe Milliarde schwer. Die Familie um Pietro Supino, die gut zwei Drittel ihrer TX Group hält, kommt auf ein Vermögen von etwa 800 bis 900 Millionen. Die Familie von Peter Wanner, dem die Hälfte von CH Media gehört, dem drittgrössten Medienkonzern des Landes, liegt beim Vermögen auch im dreistelligen Millionenbereich.

Noch besser sieht die Sache aus, wenn man ihren Firmenerfolg betrachtet. Selbst im letzten Jahr, dem Jahr der Corona-Wirtschaftskrise, machten die Unternehmen von Ringier, Supino und Wanner zusammen einen operativen Gewinn von exakt 257,8 Millionen Franken.

Warum soll der Steuerzahler solche Millionengewinne zusätzlich aufpolieren?

Ich war bis jetzt dennoch ein Befürworter der geplanten Mediensubventionen. Ich sagte mir: Unsere Presse hat seit 1848 so viel für eine funktionierende Demokratie in unserem Bundesstaat getan, dass sie nun auch mal eine staatliche Gegenleistung einstreichen darf, eine Art Payback für geleistete Dienste.

Inzwischen bin ich skeptisch. Denn die Gelder gehen nun nicht nur an die verdienten Zeitungsverlage. Sie sprudeln auch in irgendwelche Online-Portale, die noch nichts von

Belang geleistet haben. Die meisten, weil alternativ getrieben, sind für die echte demokratische Meinungsbildung überflüssig und im Markt darum in aller Regel erfolglos. Warum soll der Staat so etwas durchfüttern?

Es ist klar, warum. Die meisten dieser Internet-Portale sind links-grüne Polit-Plattformen. Die Sozialdemokraten und die Grünen haben darum im Parlament wie verrückt darauf gedrängt, dass Steuergelder in diese Redaktionen ihrer Gesinnungsgenossen fliesen. Ausserhalb von Teilen der SRG und Teilen des *Tages-Anzeiger*-Verbunds hat Links-Grün sonst keine verlässlichen Verbündeten in der Medienbranche. Darum braucht es eine linke und staatlich finanzierte Online-Szene.

Ich glaube, ich schwenke darum zu einem Nein zum neuen Mediengesetz. Die Finanzierung von Ideologie ist nicht Staatsaufgabe. Das ist seit je private Sache.

Die Abstimmung zum Mediengesetz ist vermutlich im nächsten Frühjahr. Dass im Referendum die nötigen Stimmen zusammenkommen, scheint kein allzu arges Problem. Nach kurzer Zeit schon sitzen im Komitee, rekordverdächtig, 66 aktive National- und Ständeräte aus SVP, FDP und CVP. Auch die Spitze der Grünliberalen ist gegen das Gesetz.

Ich glaube darum, die Mediensubventionen gehen in der Volksabstimmung bachab.

Ich glaube es auch, weil SP und Grüne sich bei ihrer Klientel verkalkuliert haben dürften. «Nein zu Steuermilliarden für Medienmillionäre». Solch klassenkämpferische Töne hört jeder brave Linke gern.

«Wir arbeiten in einem Kriegsgebiet»

Vierzig kriminelle Clans, 61 Gefahrenzonen und die höchste Schusswaffendichte in Europa. Ein Frontpolizist erzählt über den täglichen Einsatz in Schweden, einem Land im freien Fall.

Katerina Janouch

Aus Sicht der meisten Europäer ist Schweden vermutlich noch immer ein sicheres und gut funktionierendes Land. Dass sich das einst so erfolgreiche und friedliche Schweden tragischerweise zu einem Hort übelster Kriminalität entwickelt hat, wird anderswo kaum wahrgenommen.

Schweden ist heute das Land mit der zweithöchsten Kriminalität in Europa (hinter der Ukraine), und punkto Schusswaffenkriminalität steht Schweden ganz oben. Inzwischen gibt es vierzig kriminelle Clans, meist aus dem Nahen Osten stammende, mafiamässig organisierte Familienverbände. Im Jahr 2019 erhielten 28 542 Einwanderer aus dem Nahen Osten und aus Nordafrika die schwedische Staatsangehörigkeit, das entspricht rund zwei Dritteln aller Eingebürgerten.

Zahl der «Gettos» steigt

Im Rahmen der Operation «Trojanisches Schild», einer der umfangreichsten internationalen Einsätze gegen die organisierte Kriminalität, kam es in Schweden in diesem Jahr zu mehr als fünfzehn Verhaftungen pro Million Einwohner. In den anderen fünfzehn beteiligten Ländern lag der Durchschnitt bei nur 1,3 Verhaftungen. In Schweden werden die meisten Diebstähle verübt (33 031 pro Million Einwohner), die meisten Sexualdelikte (1904 pro Million Einwohner) und die meisten Vergewaltigungen (74 pro Million Einwohner). Kriminelle verfügen über immer mehr Handgranaten, Schweden verzeichnet weltweit die grösste Anzahl von Sprengstoffanschlägen in Friedenszeiten und die meisten Brände in Schulgebäuden. Wenn man bedenkt, dass Schweden eine sehr geringe Polizeidichte hat und Strafen im europäischen Vergleich relativ lax sind, dann wird verständlich, dass man von einem Kollaps der Gesellschaft sprechen kann.

Karl Svensson ist Polizist in Stockholm, in einem der «exponierten Gebiete» («utsatt område»), wie jene Vorstädte in politisch korrekter Sprache heissen, die meist aber als «Nogo-Zonen» oder «Gettos» bezeichnet werden, soziale Problemquartiere, in denen besonders



«Die Sache ist uns längst entglitten»: Forensiker der Polizei nach einer Schiesserei in Malmö.

viele Migranten leben. Die Zahl dieser Gebiete ist rasch angestiegen, derzeit sind es insgesamt 61. Karl Svensson ist seit knapp fünf Jahren bei der Polizei. Sein richtiger Name ist der Redaktion bekannt, doch er möchte anonym bleiben, weil Kritiker aus den eigenen Reihen mit Disziplinar massnahmen rechnen müssen. Hier spricht er offen über die Bandenkriminalität, die Schweden tiefgreifend verändert hat.

Weltwoche: Herr Svensson, wie sieht Ihre tägliche Arbeit aus?

Karl Svensson: Wir arbeiten, vereinfacht gesagt, in Kriegsgebieten, obwohl wir nicht für Kriegseinsätze ausgerüstet sind. Diese Gebiete gehören nicht mehr zu Schweden. Es wird nicht einmal mehr Schwedisch dort gesprochen. In den Geschäften ist alles arabisch ausgeschildert ... Selbst Polizisten können ohne polizeilichen Schutz dort nicht auftauchen.

Weltwoche: Kürzlich wurde ein junger Polizist, der 33-jährige Andreas Danman, von

einem somalischen Teenager quasi exekutiert, der wegen versuchten Mordes angeklagt war und trotzdem frei herumlaufen konnte. Dann wurde niedergeschossen, als er im Göteborger Getto Biskopsgården mit Leuten auf der Strasse sprach. Was ist die bedrohlichste Situation, die Sie jemals erlebt haben?

Svensson: Wir waren zu viert, wollten Bandenmitglieder überprüfen. Nach fünf Minuten waren wir von fünfzig Kriminellen umringt. Sie filmten uns, hatten Handgranaten dabei. Es ging glimpflich aus, weil wir im Grunde unseren Job nicht machten, wir liessen die Kriminellen laufen. Sobald man einschreitet, löst das immer Gewalt aus, und das lohnt sich nicht. In Schweden ist es so: Je mehr Verbrechen sie verüben, desto freier können sie herumlaufen. Sie haben freie Hand, sie haben nichts zu befürchten. Das nutzen die Kriminellen natürlich aus. Wir tragen immer eine schussichere Weste, aber die schützt nur vor Handfeuerwaffen. Die Kriminellen haben Zugang zu

automatischen Gewehren wie etwa Kalaschnikows. Bei diesem Kaliber sind unsere Schutzwesten völlig untauglich. Unsere Richtlinien besagen, dass wir in solchen Gebieten sehr defensiv agieren sollen.

Weltwoche: Woher beziehen die Banden ihre Waffen?

Svensson: Meist aus dem Balkan. Sie sind billig, und es gibt noch viele Extras obendrein, Handgranaten und andere militärische Ausrüstung. Waffen gelangen aber auch in Bussen ins Land, niemand kontrolliert das.

Weltwoche: Mit welchen Straftaten haben Sie und Ihre Kollegen es meistens zu tun?

Svensson: Meistens geht es um Drogen. Oft auch um Diebstahl, Ladendiebstahl und Raub. Vor allem sind es jugendliche Einwanderer, die Schweden ausrauben. Wir haben ausländische Diebesbanden aus dem Osten. Schweden ist bekannt dafür, dass man dort nicht bestraft wird und dass es dort keine Polizisten hat. Und dann gibt es Beziehungsdelikte, «Ehrenverbrechen», Gewalt gegen Frauen. In den Gettos haben wir das Problem, dass niemand Schwedisch spricht... Stellen Sie sich eine kleine Wohnung mit elf Matratzen auf dem Fussboden vor, zwei Erwachsene und neun Kinder. Afrikaner. Überall Kinder, dreckig und elend. Der Einzige, der Schwedisch sprach, war ein Siebenjähriger, der dolmetschen musste. Der Vater hatte die Mutter verprügelt, der Junge hatte die Polizei gerufen.

Weltwoche: Wer in der Gesellschaft leidet am meisten unter diesen Verbrechen?

Svensson: Die Gesellschaft insgesamt. Die anständigen Einwanderer in den Gettos, aber auch normale Schweden, die in anderen Quartieren wohnen. Man kann in den Einkaufszentren nicht mehr einkaufen gehen, weil man dabei riskieren würde, von Einwandererbanden ausgeraubt zu werden, Frauen können abends nichts mehr ausgehen, weil sie riskieren würden, vergewaltigt zu werden. Und die ganze Rechtsordnung, die sozialen Dienste, die Polizei, die Gesellschaft – alle bluten finanziell aus. Alle Bereiche der Gesellschaft sind betroffen, in jeder Hinsicht.

Weltwoche: Wie sieht die Situation der Frauen aus? Sind sie Freiwild für die Muslime, wie Ayaan Hirsi Ali in ihrem jüngsten Buch schreibt?

Svensson: Frauen dürfen sich in den konfliktreichen Vierteln nicht frei bewegen oder so kleiden, wie sie wollen, aber in diesen Gebieten leben kaum noch Schwedinnen. Allerdings sind Frauen generell nicht mehr sicher. Ich selbst habe gesehen, wie Horden junger Einwanderer schwedische Mädchen umringen und sie sexuell missbrauchen. Das Problem existiert seit der Welle afghanischer Einwanderer im Jahr 2015. Es betrifft die ganze Skala, von sexueller Belästigung bis hin zu körperlichen Übergriffen und Gruppenvergewaltigung, selbst von Jungen.

Weltwoche: Welche Gegenden Schwedens sind am schlimmsten betroffen?

Svensson: Selbst bislang ruhige Regionen haben inzwischen Probleme. Die Zahl der «exponierten Gebiete» steigt – funktionierende Wohnquartiere kollabieren, wenn viele Einwanderer hinzukommen und die einheimischen Schweden wegziehen. Inzwischen sind selbst kleinere Städte von dieser Gewalt betroffen.

Weltwoche: Wie konnten diese Verbrecherclans überhaupt so mächtig werden?

Svensson: Das ist die Konsequenz der Rechtsordnung einer Gesellschaft, die kapituliert hat. Die kriminellen Banden bekommen gross-

«In den konfliktreichen Vierteln dürfen sich Frauen nicht frei bewegen oder so kleiden, wie sie wollen.»

zügige Sozialleistungen, der Staat tut alles, um ihnen das Leben zu erleichtern, damit sie keine Arbeit annehmen und nicht Teil der Gesellschaft werden. Schweden bringt sie durch und erlaubt ihnen, in einer Parallelgesellschaft zu leben.

Weltwoche: Ist diese Entwicklung noch aufzuhalten, oder ist es dafür schon zu spät?

Svensson: Es bräuchte einen radikalen Wandel in der schwedischen Rechtsordnung. Unser Staat ist gemacht für Menschen, die einen moralischen Kompass haben und sich an einem Grundkonsens über die Ziele der Gesellschaft orientieren. Dann importiert man Kriminelle, die die Gesellschaft komplett ignorieren und keinerlei Moral haben. Politiker glauben, dass jeder, der zu uns kommt, sich integrieren will. Aber manche sind in einem kriminellen Sys-

tem grossgeworden. Und wir haben kein gutes System, um sie zu bestrafen. Ich befürchte, die Sache ist uns längst entglitten.

Weltwoche: Wie würden Sie die Stimmung unter Ihren Kollegen beschreiben?

Svensson: Die meisten fühlen sich hilflos, sind wütend. Weil wir die Gesellschaft schlicht nicht schützen können, denn wenn wir jemanden schnappen, selbst einen Wiederholungstäter, müssen wir ihn laufenlassen. Viele Kollegen erwägen, den Dienst zu quittieren.

Weltwoche: Bekommen Sie genug Unterstützung von der Regierung?

Svensson: Überhaupt nicht. Wir bekommen nichts. Manche kommentieren auf Twitter, dass die Situation nicht okay, nicht akzeptabel ist... Aber niemand unternimmt wirklich etwas Konkretes.

Weltwoche: Woher nehmen Sie persönlich die Kraft, jeden Tag Ihren Dienst anzutreten?

Svensson: Wir strengen uns an, auch wenn es mühsam ist. In der Polizei gibt es ein grosses Engagement, wir wollen etwas verändern und eine bessere Gesellschaft erschaffen. Dieses Ziel gibt mir Kraft.

Weltwoche: Was muss Europa über die Fehler wissen, die Schweden hinsichtlich dieser Kriminalität gemacht hat?

Svensson: Die Einwanderung aus dem Nahen Osten und aus Afrika beenden! Diese Leute haben eine ganz andere Einstellung zu Frauen, der Rechtsordnung, dem Staat. Die meisten haben nicht die Absicht, sich dem westlichen Lebensstil anzupassen. Wenn man sich auf diese Entwicklung nicht einstellt, bricht die Gesellschaft auseinander. Genau das erleben wir in Schweden.

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork



«Entwicklung kennt keine Altersgrenze.»

Bettina Kurth
Leiterin Human Resources Schweiz
zum selbstbestimmten Leben



Wie der Bund die Impfung schönredet

Die Behörden drängen das Volk mit emotionalen Kampagnen zur Impfung. Ihre Informationen zu Wirksamkeit und Sicherheit sind jedoch fragwürdig.

Kati Schepis

Handeln nach Grundsätzen, die normalerweise für alle gelten – das scheint nicht die Linie des Bundesamts für Gesundheit (BAG) zu sein. Mit dem Spruch «Ein Herz für uns alle» und dem Appell an die Solidarität betreibt das BAG eine Werbekampagne für die Covid-19-Impfung. Für Jugendliche wurde ein fröhlich-buntes Comic-Merkblatt zusammengestellt, um sie zum Impfen zu motivieren. Das sind «Massnahmen zur Information, Marktbearbeitung und Schaffung von Anreizen, welche zum Ziel haben, [...] die Anwendung von Arzneimitteln zu fördern», und das gilt laut Arzneimittel-Werbeverordnung als Werbung. Publikumswerbung für verschreibungspflichtige Arzneimittel ist eigentlich nicht erlaubt. Im Fall der Impfung scheint das die Behörden nicht zu kümmern.

Auch zur Genauigkeit der Informationen stellen sich Fragen. Das BAG schreibt auf seiner Homepage unter der Rubrik «Nebenwirkungen, Mythen & Fragen»: «Impfungen werden von Swissmedic nur zugelassen, wenn sie sicher und wirksam sind. Dafür werden sie gründlich getestet.» Stimmt das? Welche formalen Voraussetzungen sind bei einer Zulassung von Arzneimitteln normalerweise zu erfüllen? Eine kurze Beurteilung:

Wie gut sind die Wirksamkeitsanalysen?

Die Covid-Impfstoffe wurden befristet zugelassen. Laut Heilmittelgesetz dürfen nur Arzneimittel gegen lebensbedrohende oder invalidisierende Krankheiten befristet zugelassen werden. War dieses Kriterium im aktuellen Fall erfüllt? Zahlreiche Argumente sprechen dagegen. Die Spitäler sind nie annähernd an Kapazitätsgrenzen gestossen, Intensivbetten wurden gar abgebaut, Spitäler geschlossen. 2020 fiel keine Übersterblichkeit auf, wenn die Bevölkerungsdaten korrekt berücksichtigt werden. Und laut Schätzungen ist die Todesrate bei Infektion (IFR) für die Gesamtbevölkerung mit 0,15 Prozent nicht höher als bei der Grippe, die für Kinder und Jugendliche übrigens deutlich gefährlicher ist. Insgesamt deutet wenig darauf hin, dass die Kriterien für eine befristete Zulassung erfüllt

sind. Hinzu kommt: Laut einer von Swissmedic herausgegebenen Wegleitung muss ein Arzneimittel, das befristet zugelassen wird – neben der für alle Arzneimittel geltenden Bedingung, dass es sicher, wirksam und qualitativ hochstehend ist – einen «grossen therapeutischen Nutzen» belegen. Hierbei muss der gewählte primäre klinische Wirksamkeits-Endpunkt der Zulassungsstudie – also das Hauptziel der Impfung – klinisch relevant sein, diese Endpunktereignisse müssen ausreichend häufig auftreten, und eine Kausalität zwischen Behandlung und klinischem Effekt muss erkennbar sein.

Was viele nicht wissen: Bei den Zulassungsstudien der Covid-Impfstoffe war der primäre Wirksamkeitsendpunkt eine «leichte Covid-Erkrankung», entsprechend ein bis zwei Symptomen wie zum Beispiel Kopfschmerzen, Husten oder Fieber in Kombination mit einem positiven RT-PCR-Test. Ist es klinisch oder gar gesellschaftlich relevant, solche Bagatellereig-

Bekannte (potenziell) schwerwiegende Nebenwirkungen werden im Merkblatt unterschlagen.

nisse zu reduzieren? Wäre nicht viel relevanter, zu untersuchen, ob ein Impfstoff auch schwere Erkrankungen in Verbindung mit einem Aufenthalt im Spital oder gar auf einer Intensivstation reduziert? Man sollte es meinen, aber diese Frage wurde in den Studien lediglich in einem sekundären Endpunkt untersucht und bis heute nicht beantwortet. Dass man so vorgegangen ist, wird mittlerweile in namhaften wissenschaftlichen Zeitschriften hinterfragt.

Wie gut haben denn die Impfstoffe eigentlich ihre Wirksamkeit bewiesen? «Leichte Covid-Erkrankungen» traten in den Zulassungsstudien trotz «grassierender Pandemie» bei weniger als einem Prozent der Studienteilnehmer auf. Der Erfolg war, dass diese sehr geringe Zahl durch die Impfung noch etwas reduziert wurde. Die überall kommunizierte «hohe Wirksamkeit von über 90 Prozent» kommt dadurch zustande, dass man misst, wie viel besser die Re-

duktion bei den Geimpften war im Vergleich zur Placebo-Gruppe. Schwere Verläufe traten bei den Studienteilnehmern so selten auf (beim Pfizer/Biontech-Impfstoff drei in der Placebo-gegenüber einem in der Impfstoffgruppe bei rund 36 000 Teilnehmern), dass man auf dieser Basis wissenschaftlich keine Wirksamkeit proklamieren kann. Pfizer/Biontech schreibt denn auch vorsichtig in der Fachinformation: «Sekundäre Wirksamkeitsanalysen deuteten auf einen Nutzen des Impfstoffs hinsichtlich der Prävention von Covid-19 mit schwerem Verlauf hin, jedoch war die Anzahl der Fälle sehr gering.» Im Comic-Merkblatt für Jugendliche wie auch in der Impfstrategie behauptet das BAG dennoch, dass «die Impfung verhindert, dass man nach Kontakt mit dem Virus schwer krank wird».

Besorgniserregendes Bild

Ist von einem Arzneimittel, das lediglich leichte Krankheitsverläufe um absolut nicht einmal ein Prozent reduziert und bis heute keine Belege dafür geliefert hat, dass es schwere Verläufe in statistisch relevantem Ausmass verhindert, ein grosser therapeutischer Nutzen zu erwarten? Wohl eher nicht.

Und wie steht es um die Sicherheit der Covid-Impfstoffe? Swissmedic hält unbeirrt an einer positiven Nutzen-Risiko-Bewertung fest. Daten aus diversen Studien und Spontanmeldungen weltweit zeigen jedoch ein besorgniserregendes Bild. Der Ausdruck «sicher», wie er für die Impfstoffe in der Werbekampagne so grosszügig verwendet wird, wäre als Bezeichnung für ein Arzneimittel in einer Werbung eigentlich nicht erlaubt. Bekannte (potenziell) schwerwiegende Nebenwirkungen werden im Merkblatt unterschlagen – die Jugendlichen aber gleichzeitig dazu angehalten, sich vornehmlich auf der BAG-eigenen Website zu informieren, auf der «alle wichtigen Informationen zu finden seien», im Gegensatz zum Internet, wo es viele «ungenauere oder falsche Angaben» zur Impfung gebe.

Kati Schepis ist Pharmazeutin ETH und in der Pharmaindustrie tätig.

BRIEF AUS HAVANNA

René Zeyer



Die Lage ist ernst. Es gibt kein Bier mehr auf Kuba, und wenn, dann kostet eine Dose zwei US-Dollar. Oder 120 Pesos. Aber auch Dollars sind rar, Pesos haben eigentlich keine Kaufkraft mehr. Zigaretten kosten übrigens zehn Dollar. Knapp ein Monatsgehalt.

Eine einzige Zahl reicht, um die Dimension des Versagens des revolutionären Regimes auszudrücken. Mindestens 84 Prozent: So viele Lebensmittel müssen importiert werden. Weil die fruchtbare karibische Insel nach 62 Jahren Misswirtschaft nicht einmal das selber produzieren kann. Bis 1959 war Kuba Nettoexporteur, bei weitem nicht nur von Zuckerrohr.

Kuba war immer grossartig im Reputationsmanagement. Der unermüdliche Comandante en Jefe in seiner olivgrünen «Mönchskutte», überlebensgross. Che Guevara, die Ikone, das meistreproduzierte Bild der Welt. Die kleine Insel mit dem grossen Feind im Norden. Gesundheit, Ausbildung, sozialer Frieden, Solidarität, dazu Sonne, Sand, Rum, Zigarren, Salsa, *mulatas*, ein Paradies, der feuchte Traum so vieler Intellektueller und Möchtegernrevolutionäre aus aller Welt.

Gerne wurde dabei übersehen: Kuba konnte sich nur durch gewaltige Bruderhilfe über Wasser halten. Bis Anfang der neunziger Jahre verlockte der Ostblock Multimilliarden (Dollar, nicht Transferrubel), dann ging die Insel fast unter; mit eiserner Hand steuerte Fidel seinen Albtraum ans rettende Ufer des Massentourismus. Unter Inkaufnahme einer Dollar-Apartheid, der Entwertung aller revolutionären Werte.

Dann widerfuhr ihm das Glück des Marathonläufers; in Venezuela fand Kuba

zum zweiten Mal einen spendablen Freund. Wieder wurden Multimilliarden verröstet. Verschwanden nicht zuletzt in den tiefen Taschen einer immer korrupteren Führungsclique. Die unverschämt offen protzt. Eine Enkelin von Raúl Castro bot auf Airbnb eine obszön renovierte Villa mit Pool, Koch, Bediensteten zur Miete an – für schlappe 650 Dollar, pro Tag. Mehr als ein durchschnittliches Jahresgehalt.

In Kuba herrschte über Jahrzehnte weder Sozialismus noch die Kommunistische Partei. Sondern ein von einem charismatischen Führer aufoktrozierter Kompromiss zwischen Herrschern und Beherrschten. Ihr mischt euch

Eine Enkelin von Raúl Castro bot auf Airbnb eine Villa zur Miete an – für schlappe 650 Dollar, pro Tag.

nicht in Dinge ein, die euch nichts angehen: Politik, Wirtschaft und überhaupt alles, was zum Regeln gesellschaftlicher Abläufe gehört. Dafür bekommt ihr genug zu essen, Bildung, Gesundheit und sozialen Frieden.

Umgesetzt wurde das Prinzip so, dass der Staat alle Augen zudrückte, weil der durchschnittliche Kubaner nur überleben konnte, indem er gegen die offiziellen Regeln und Tugenden eines Revolutionärs versties. Er klaute vom Staat, tat am Arbeitsplatz nur so, als würde er etwas tun, und kümmerte sich den lieben langen Tag darum, seine vielen Probleme zu lösen. *Resolver* heisst das Zauberwort.

Wenn einem etwas fehlt, kauft man es sich nicht, man löst ein Problem, *resolver* eben. Aber wenn die Lager und die wiedereingeführten Dollarshops leer sind, dann gibt es kein *resolver* mehr. Tourismus: zusammengebrochen. Aus-

landüberweisungen: zunehmend erschwert. Damit sind die beiden Haupt-Deviseneinkommensquellen weg. Aber alleine für den Import von Lebensmitteln muss Kuba bis zu zwei Milliarden Dollar ausgeben.

Wobei der Witz darin besteht, dass die USA, der offizielle Hauptschuldige für alles eigene Versagen, trotz ihrer angeblich so grausamen Handelsblockade der grössten Lebensmittelexporteur nach Kuba sind.

Wenn es nichts mehr zu fressen gibt, dann ist's mal Schluss mit der vielbeschworenen Moral und «*socialismo o muerte*». Denn der Unterschied zwischen Sozialismus und Tod ist immer schwerer zu erkennen. Ein charismatischer Führer fehlt auch, Präsident Díaz-Canel wird als «*singao*», als Hurensohn, beschimpft; das hätte man sich öffentlich bei den Castros nie getraut. Aber der grosse Castro ist tot, sein Bruder – und die letzten überlebenden historischen Führer – sind scheinot. Das System hat seine Unfähigkeit ausdauernd unter Beweis gestellt, ist nicht reformierbar und unfähig, aus eigener Kraft auch nur die Grundbedürfnisse zu befriedigen.

Aber die Opposition auf der Insel ist unorganisiert und weiss nicht, was sie will. Das Regime schon: um jeden Preis an der Macht bleiben. Ob dafür Polizei und zivile Schlägertrupps ausreichen – oder ob zum ersten Mal das Militär eingesetzt werden muss –, wird sich weisen. Ohne Intervention von aussen wird es wohl nicht abgehen.

René Zeyer war jahrelang Kuba-Korrespondent der *Neuen Zürcher Zeitung* und hat dort bis heute einen Wohnsitz.



Phalanx der Dauergewinner: Champions Nadal, Djokovic, Federer.

Die glorreichen Drei

Roger Federer, Rafael Nadal und Novak Djokovic dominieren den Tennissport immer noch. Was ist das Geheimnis ihres Erfolgs? Und wer von ihnen ist der Grösste?

René Bortolani und Jürg Vogel

Es klang wie eine Drohung. «Das ist es noch lange nicht gewesen», sagte Novak Djokovic, 34, im Siegerinterview auf dem Centre Court in Wimbledon nach seinem sechsten Titel beim prestigeträchtigen Tennisturnier der Welt. Er liess keine Zweifel darüber offen, dass er seine Rivalen Roger Federer und Rafael Nadal überholen und als Grösster in die Geschichte des Tennis eingehen will. Seine Turnierplanung richtet er noch gezielter als bisher auf die vier Grand-

Slam-Turniere in Australien, Frankreich, England und den USA aus.

Je zwanzig Grand-Slam-Titel

Djokovics selbstbewusste Ankündigungen und sein mitunter etwas gar provozierendes Gebaren auf dem Platz kommen nicht überall gut an; von der Beliebtheit des verbindlichen Schweizers Federer und des bescheidenen Spaniers Nadal kann der Serbe Djokovic nur träumen.

Zudem begab sich der Weltranglisten-erste politisch aufs Glatteis mit seiner Ankündigung, eine eigene Spielergewerkschaft gründen zu wollen als Konkurrenz zur traditionellen Standesorganisation ATP (Association of Tennis Professionals). Konservative Kreise kreiden dies Djokovic als groben Verstoß gegen die Integrität des Profi-Tennis an.

Doch Boris Becker, der schon mit siebzehn Wimbledon-Sieger war und heute zu den

kompetentesten Kommentatoren zählt (in Wimbledon für die BBC, an anderen Turnieren für Eurosport), relativiert. Der langjährige Coach von Djokovic sagt: «Neben dem Tennisplatz ist Novak ein umgänglicher, sympathischer und vielseitig interessierter Mann, auf dem Platz will er gewinnen. Was ist daran falsch?» Nichts.

Die Dominanz der drei Tennis-Cracks, die heute schon Legenden dieses Sports sind, ist geradezu unglaublich: Seit 2003, als Federer in Wimbledon seinen ersten Grand-Slam-Titel gewann, vermochten nur sieben andere Spieler an den grossen Turnieren in die Phalanx der drei Dauergewinner einzubrechen: der Amerikaner Andy Roddick (einmal), der Russe Marat Safin (einmal), der Argentinier Juan Martín del Potro (einmal), der Schotte Andy Murray (zweimal), der Kroate Marin Cilic (einmal), der Schweizer Stan Wawrinka (dreimal) und der Österreicher Dominic Thiem (einmal).

Beliebt ist die Frage, wer nun der Grösste aller Zeiten ist, konkret in der Open-Ära ab 1968. In den Direktbegegnungen führt Djokovic sowohl gegen Federer (27 zu 23) als auch gegen Nadal (30 zu 28), und Nadal hat gegenüber Federer komfortabel die Nase vorn (24 zu 16). Doch jenseits aller Statistiken interessiert mehr, was diese Ausnahmekönner auszeichnet. Jetzt, da die drei Superstars je zwanzig Grand-Slam-Titel erreicht haben, ist die Zeit für eine Würdigung gekommen.

Der Künstler

Im Achtelfinal des diesjährigen Wimbledon-Turniers verlor Roger Federer, demnächst vierzig, gegen den Polen Hubert Hurkacz in drei Sätzen, den dritten Satz gleich mit 0:6. Falls dies Federers letzter Auftritt in Wimbledon gewesen sein sollte, wird dieser angesichts seiner acht Turniersiege auf dem englischen Rasen nur als Randnotiz in Erinnerung bleiben. Zu sehr hat der Schweizer als erfolgreichster Rasenspieler seit den Australiern Rod Laver und Ken Rosewall das wichtigste Turnier der Welt mit unvergesslichen Auftritten geprägt.

Zu den glanzvollen Siegen gehören auch denkwürdige Niederlagen. 2008 verlor er gegen Rafael Nadal in fünf Sätzen. John McEnroe und Björn Borg, die sich 1980 einen

Der Schweizer, weltweit geschätzt und bewundert, ist der Nurejew des Tennis.

hinreissenden Final geliefert hatten und die Partie zwischen Federer und Nadal live mitverfolgten, sprachen vom besten Spiel, das sie jemals gesehen hätten. Ebenso hochstehend und dramatisch verlief 2019 der Final zwischen Federer und Djokovic, den Federer trotz

zwei Matchbällen noch verlor. Das Match dauerte 4 Stunden und 57 Minuten – so lange wie kein Wimbledon-Final zuvor.

Der Schweizer, weltweit geschätzt und bewundert, ist der Nurejew des Tennis. Leichtfüssig, schwerelos und elegant wie ein Balletttänzer bewegt er sich auf dem Court. Kein Wunder, dass sein Spiel sogar Eingang in die Literatur gefunden hat. In einem Essay, der 2006 in der *New York Times* erschienen ist, schrieb der amerikanische Schriftsteller David Foster Wallace, es komme einer «religiösen Erfahrung» gleich, dem Schweizer bei der Arbeit zuzuschauen. Auch der Thurgauer Schriftsteller Christian Uetz bediente sich in seiner Hymne «Federer für alle» des Allmächtigen: Er erkannte ein «Aufscheinen der Göttlichkeit, die uns allen fehlt».

Roger Federer hat die klassische Technik mit der einhändigen Rückhand, die er meisterhaft zwischen Topspin und Slice perfektionierte, in die Ära des Powertennis mit den Kunststoff-Rackets hinübergerettet. Subtilität ist ihm wichtiger als rohe Kraft, und instinktsicher weiss er sein Schlagrepertoire, das keine Schwächen kennt, einzusetzen. Ihm selber ist es recht, als der Profi mit dem schönsten Spielstil bezeichnet zu werden: «Ich gelte eben als «der schöne Spieler», das ist doch cool», sagte er Foster Wallace im Interview, das sie in Wimbledon führten. «Andere gelten als Hacker.»

So unterschiedlich Profil und Tennistechnik der drei Titanen ausfallen, so auffällig ist ein gemeinsames Merkmal in den Karrieren dieser Weltstars: Alle haben sie tiefe Wurzeln in ihrer Familie bezüglich Förderung und Persönlichkeitsentwicklung. Lynette und Robert Federer steuerten den sportlichen Aufbau ihres Sohnes mit Augenmass; sie übten lediglich sanften Druck aus, die Aufgaben im Leben, ob im Sport oder im Beruf, mit Ernsthaftigkeit und nicht halbherzig anzupacken.



Dies führte zu wertvoller Kontinuität in Federers Karriere; abrupte Brüche in seinem Umfeld gab es kaum. Bezeichnenderweise gehört der Berner Severin Lüthi als Teilzeit-Coach seit vierzehn Jahren zum engsten Zirkel Federers.

Während zwölf Jahren betreute Onkel Toni Nadal im Auftrag der Familie den Spund Rafael. Sie bewältigten gemeinsam den heiklen Übergang vom hochbegabten Junior zum weltbesten Linkshänder. Im engsten Umfeld des Sandtoreros arbeiten im Übrigen nur Spanier.

In Serbien zwingend auf den familiären Support angewiesen, allein schon des knappen Geldes wegen, war Novak Djokovic. Den Link zur Förderung nach westlichem Standard bildete der frühere jugoslawische Spitzenspieler Niki Pilic mit seiner Akademie in München. Über zwölf Jahre Diensterfahrung im Clan des Serben bringt der Slowake Marián Vajda mit, den der Star nach einem Jahr Unterbruch wieder an seine Seite zurückholte.

Das Kraftpaket

Kein Spieler konnte in der Geschichte des Tennis ein Grand-Slam-Turnier im Einzel öfter gewinnen als Rafael Nadal, 35: das French Open mit dreizehn Turniersiegen – eine unwirkliche Siegesserie. Nur dreimal verlor er in Roland-Garros: 2015 gegen Djokovic, 2009

Nadal gibt nie nach und nie auf; er spielt jeden Punkt, als wäre es ein Matchball.

gegen den Schweden Robin Söderling (was den Weg für Federers einzigen Titel in Paris ebnete) und dieses Jahr im Halbfinal wieder gegen Djokovic.

Was Nadal auf Sand, wo die Bälle höher springen als auf Rasen oder Hartplätzen, so stark macht, sind sein unbändiger Siegeswille, seine Physis – kaum einer ist schneller und vor allem ausdauernder auf den Beinen – und vor allem seine Topspin-Vorhand, bei der er das Racket wie ein Lasso über den Kopf schwingt. Mit diesem Schlag setzt er seine Gegner dank des Vorwärtsdralls des Balles nicht nur kontinuierlich unter Druck, er zermürbt sie damit geradezu. Da er als ursprünglicher Rechtshänder links spielt, kann er zudem mit seiner doppelhändigen Rückhand extreme Winkel schlagen. In den letzten Jahren hat er auch seinen Aufschlag, der früher seine einzige Schwäche war, stark verbessert.

Nadal über zwei Gewinnsätze zu schlagen, gelingt gelegentlich; seiner Kraft und seinem Druck aber über drei Gewinnsätze zu widerstehen, ist ungleich schwieriger, in Paris so gut wie unmöglich. Nadal gibt nie nach und nie auf; er spielt jeden Punkt, als wäre es ein

Matchball. Die Intensität seines Spiels fordert nicht nur seine Gegner, sondern auch ihn selber. Immer wieder ist Nadal im Verlauf seiner Karriere durch Verletzungen zurückgeworfen worden.

Nadal, der als Kind lieber Fussball als Tennis spielte, gewann mit acht Jahren die U-12-Balearnmeisterschaft. Als Vierzehnjähriger erhielt er durch Zufall – Boris Becker war verhindert – die Möglichkeit, an einer Exhibition gegen den Australier Pat Cash zu spielen, der drei Jahre zuvor Wimbledon gewonnen hatte. Nadal gewann.

Der Perfektionist

Im epischen Wimbledon-Final von 2019 spielte Roger Federer gross auf. Taktisch klug versuchte er, mit weichen, unterschrittenen Backhands Novak Djokovics Rhythmus zu brechen. Die Rechnung ging fast auf – bis auf die zwei nicht verwerteten Matchbälle, bei eigenem Aufschlag notabene. Djokovic spielte nicht nur gegen Federer, sondern auch gegen das Publikum: Dieses wollte unbedingt den smarten Schweizer siegen sehen und keinesfalls den martialischen Serben.

Befragt, wie er es schaffte, fokussiert zu bleiben, sagte Djokovic: «Wenn die Leute <Roger> schrien, hörte ich einfach <Novak>». Djokovic ist, kein Zweifel, mental stark – vielleicht stärker als seine Kontrahenten. Zwar hadert er auf dem Platz mitunter wie ein trotziges Kind, aber wenn er sich beruhigt hat, konzentriert er sich nur noch auf sein Spiel – im Wissen um seine Stärken und im Glauben, dass er (fast) unbezwingbar ist.

Im Tennis sind der Aufschlag und der Return die wichtigsten Schläge. Djokovic hat einen sehr soliden Service und einen herausragenden Return. Kommt ein überaus entwickeltes Verständnis für dieses Spiel dazu: Wie Federer und Nadal weiss die Nummer

«Wenn die Leute <Roger> schrien, hörte ich einfach <Novak>», sagte Djokovic.

eins der Weltrangliste, wie wichtig es ist, den Ball im Spiel zu halten, den Gegner zu Fehlern zu verleiten und geduldig auf die Chance zu warten, einen Gewinnschlag zu platzieren. «Unforced errors», unerzwungene Fehler, sind bei allen drei Spielern selten.

Geduld, gepaart mit einer perfekten Physis und einer beispielhaften Beweglichkeit, erlaubt Djokovic, auch noch Partien zu seinen Gunsten zu entscheiden, die schon fast verloren scheinen. Beispiel: Im Final des French Open 2021 sah der Grieche Stefanos Tsitsipas nach einer 2:0-Satzführung wie der sichere Sieger aus, aber Djokovic gelang es, die Partie noch

umzudrehen. Zum erfolgreichen Rezept des Serben gehört auch seine Ernährung, die der Spieler vor Jahren radikal auf glutenfrei umstellte und dank der er sich mit rund fünf Kilo weniger Körpergewicht belohnt sah.

Zwei Millionen Dollar Startgeld

Die grossen Drei bilden neben der sportlichen auch die Benchmark im kommerziellen Bereich. Der Charme der Preisgeld-Dollars liegt in deren Menge, auch im Zusammenspiel mit Ausrüstern und Werbung. Bezüglich der Startgelder an Turnieren – ein feines System zur Bewertung der Stars – führt Federer klar. Sein Management verlangt pro Event, je nach Kontinent und Marktlage, zwischen ein und zwei Millionen Dollar oder Euro Startgeld. Dazu kommen noch das pro Runde ausgesetzte Preisgeld plus Kost und Logis am Turnier, natürlich nicht in preisgünstigen Pensionen.

Nadals Marktwert rangiert etwas hinter Federers. Djokovic gilt von seiner Ausstrahlung her nicht unbedingt als Ticketseller; er verlangt aber auch siebenstelligen Beträge.

Die amerikanische Agentur IMG betreute zeitweise alle drei Superstars. Federer gründete später als Teilhaber mit seinem IMG-Agenten, dem Amerikaner Tony Godsick, eine eigene Firma, Team 8 mit Hauptsitz in Cleveland, Ohio.

Nadal verliess die Agentur IMG ebenfalls und vertraut jetzt auf sein Family-Office in Mallorca. Temporär arbeitete Djokovic mit IMG zusammen, ehe zwei Personen aus Italien in seinem Clan Fuss fassten: der frühere Tacchini-Manager Edoardo Araldi und die ehemalige IMG-Mitarbeiterin Elena Cappellaro.

Federer und Nadal verzichten auf die Olympischen Spiele, Djokovic nimmt teil. Er peilt den Golden Slam an, Siege an den vier Grand-Slam-Turnieren plus Olympiatitel im selben Kalenderjahr. Nur die Deutsche Steffi Graf hat dies 1988 bisher geschafft.

Sollte Djokovic das US Open gewinnen, das am 30. August beginnt, wäre er nach dem Amerikaner Donald Budge (1938) und dem Australier Rod Laver (1962 und 1969) erst der dritte Spieler, dem der Grand Slam gelänge. Und vielleicht schafft Rafael Nadal 2022 seinen 14. Arc de Triomphe am French Open, und vielleicht gelingt auch Roger Federer, obwohl sein Rücktritt altershalber absehbar ist, noch einmal ein grosser Exploit.

Doch das sind Spekulationen. Tatsache ist, dass die Dominanz von drei Europäern in der Geschichte dieses Weltsports einmalig bleiben wird.

René Bortolani war Chefredaktor der Annabelle, der Schweizer Illustrierten und des Tages-Anzeiger-Magazins und gehört seit Jahrzehnten in seiner jeweiligen Altersklasse zu den besten Schweizer Tennisspielern.

Jürg Vogel war Tennisreporter der Neuen Zürcher Zeitung und Konsulent der Swiss Indoors Basel.



INSIDE WASHINGTON

Joe Bidens Totschlagargumente

Präsident Joe Biden ist die Art von Politiker, die sagt, wie es ist. Knallhart bezichtigte er Facebook der fahrlässigen Tötung. Während er, von der Sonne bestrahlt, das Weisse Haus verliess, beharrte er darauf, dass der Social-Media-Gigant «Menschen tötet», indem er Anti-Impf-Propaganda auf seiner globalen Plattform verbreiten lasse. Mit zusammengekniffenen Augen legte er noch einen drauf: «Wir haben nur eine Pandemie unter den Ungeimpften, und sie [Facebook und Co.] töten Menschen.»

Facebook gab sofort ein wütendes Dementi heraus. Immerhin hatten ihre Top-Führungskräfte Zehntausende von Dollar an Bidens Präsidentschaftskampagne gespendet. Ausserdem halfen sie dabei, Nachrichten über das angebliche Schutzgeld-Familienunternehmen von Sohn Hunter unter den Teppich zu kehren.

Am Montag nun schob Biden die Schuld täppisch auf die Impfgegner des «Schmutzigen Dutzends», wie sie im Weissen Haus genannt werden: zwölf Personen, die die einflussreichsten Impfskeptiker in den sozialen Netzen sind. Biden stellte klar: «Facebook tötet keine Menschen. Diese zwölf Leute bringen Menschen um.»

Bedenklich nahe am Angriff auf die Meinungsfreiheit, flehte Biden Facebook und Co. an, daher die Zensurpeitsche zu schwingen. Väterlich besorgt fügte er hinzu: «Schauen Sie in den Spiegel. Denken Sie daran, dass diese Fehlinformationen an Ihren Sohn, Ihre Tochter gehen. Das ist alles, worum ich bitte.»

Der Medienkolumnist der Zeitung *The Hill*, Joe Concha, schlägt vor, dass der Präsident selber in den Spiegel blickt. Der *Weltwoche* sagte er: «Biden scheint nicht zu verstehen, wie viele Impfmuffel er selbst geschaffen hat, indem er noch Monate nach seiner Impfung Maske trug – auch bei Zoom-Telefonaten mit Weltführern. Während er draussen spazieren ging.»

Amy Holmes

«Twitter und Facebook tun Schreckliches»

Donald Trump will vor Gericht gegen die Tech-Giganten klagen. Verfassungsrechtler Alan Dershowitz erklärt, warum es dabei nicht nur um die Interessen des ehemaligen US-Präsidenten geht.

Pierre Heumann

Alan Dershowitz, prominenter amerikanischer Verfassungsrechtler und Strafverteidiger, setzt sich für die Redefreiheit in den sozialen Medien ein. Auch Hass, Rassismus oder Antisemitismus sollten seiner Meinung nach auf Twitter, Facebook oder Youtube zugelassen sein. Die Sperrung des Twitter-Accounts von US-Präsident Donald Trump bezeichnet er als Verletzung der verfassungsmässig garantierten Redefreiheit. Trumps Klagen gegen Twitter, Facebook und Google, mit denen der ehemalige Präsident die rasche Wiederherstellung seiner Accounts fordert, bezeichnet Dershowitz als den «wichtigsten Fall» zur Verteidigung der Redefreiheit im 21. Jahrhundert. Dershowitz soll vor Gericht eine eidesstattliche Erklärung abgeben.

Weltwoche: Professor Dershowitz, mit welchen Argumenten wollen Sie Trump unterstützen?

Alan Dershowitz: Trumps Recht auf Redefreiheit wurde massiv verletzt. Zudem wurde seinen Followern die Chance genommen, seine Meinungen zu hören oder zu lesen. Das widerspricht dem ersten Zusatzartikel der US-Verfassung ...

Weltwoche: ... also dem Artikel, der die Redefreiheit garantiert.

Dershowitz: Doch diese Big-Tech-Medienunternehmen behaupten, dass der erste Zusatzartikel ihr Recht schütze, denjenigen die Redefreiheit abzusprenken, mit denen sie nicht einverstanden sind. Das Gericht wird entscheiden müssen, ob Private das Recht zur Zensur haben. Der Prozess ist deshalb wichtig für die Zukunft der Redefreiheit, um die «neue Zensur» des Silicon Valley zu verhindern.

Weltwoche: Halten Sie die Forderung von Politikern für vernünftig, die Big-Tech-Firmen aufzubrechen, um deren Macht einzuschränken?

Dershowitz: Das würde nicht viel nützen, denn auch danach wären die Firmen noch mächtig. Zudem wird Bidens Regierung es



«Neue Zensur»:
Jurist Dershowitz, Ex-Präsident Trump.

nicht wagen, die Big-Tech-Firmen aufzubrechen, da er vor ihnen Angst hat. Deshalb müssen Individuen die Initiative ergreifen und wie Trump vor Gericht für ihr Recht kämpfen. Denn Twitter, Facebook et cetera tun Schreckliches. Sie sperren Meinungen, die ihnen nicht passen, zensieren und spielen sich wie staatliche Zensoren auf.

Weltwoche: Welche Lösung würden Sie vorschlagen?

Dershowitz: Das Problem ist zwar offensichtlich, aber nicht dessen Lösung. Wir sind festgefahren. Der Regierung die Kompetenz zu geben, Big-Tech-Firmen zu regulieren, wäre schrecklich. Soziale Medien sollten deshalb von

«Trump darf seine Meinung nicht vertreten, aber Leute von rechts und links dürfen sagen, was sie wollen.»

sich aus auf Zensur verzichten. Das ist zwar ein schwieriger Weg, weil damit auch sehr üble Meinungen und Artikel auf den Plattformen zugelassen sind. Neonazis, Rassisten oder Antisemiten dürfen dann auf sozialen Medien ihren Hass verbreiten. Doch jetzt ist die Situation ja um einiges schlimmer.

Weltwoche: Weshalb?

Dershowitz: Weil die Zensur selektiv erfolgt. Ein Mann wie Trump darf seine Meinung nicht vertreten, aber Leute von rechts

und links dürfen sagen, was sie wollen. Leute, die weder ernannt noch gewählt wurden, sondern einfach nur genügend reich sind, entscheiden darüber, was wir hören und lesen können. Das ist Gift für die Demokratie und die Redefreiheit.

Weltwoche: Ist die Freiheit heute stärker eingeschränkt als zu Zeiten eines Joseph McCarthy, der zu Beginn der 1950er Jahre dafür sorgte, dass die Meinungen der Opposition als kommunistisch kriminalisiert wurden.

Dershowitz: Wenn die Zensoren wie zu McCartys Zeiten nach allgemeinem Verständnis üble Menschen sind, ist

es viel leichter, für die Meinungsfreiheit zu kämpfen. Jetzt gibt es aber viele, die sich für liberal halten und die Meinungsfreiheit einschränken wollen. Dass der Angriff heute von der Linken und von Liberalen kommt, stellt für die Redefreiheit eine besondere Gefahr dar. Ausgerechnet Leute, die für die Gleichberechtigung der Rassen und ökonomische Gerechtigkeit eintreten, sind jetzt die Zensoren.

Weltwoche: Sie haben derzeit einen eigenen Fall, der mit Redefreiheit zu tun hat. Sie verklagen den Streamingdienst Netflix auf achtzig Millionen Dollar Schadenersatz, weil in einer vierteiligen Serie über den Sexualverbrecher Jeffrey Epstein eine Frau behauptet, dass Sie mit ihr geschlafen hätten. Netflix habe gewusst, dass diese Aussage falsch ist, sendete die Behauptung der Frau aber trotzdem. Gestatten Sie die Frage: Hat diese Frau kein Recht auf Redefreiheit?

Dershowitz: Ich muss doch bitten: Verleumdungen und üble Nachrede wie in diesem Fall haben mit Redefreiheit nichts zu tun. Die Geschichte ist vollkommen erfunden, und ich werde vor Gericht gewinnen, da ich über eindeutige Beweise verfüge, dass die Frau lügt.

Alan Dershowitz: The Case Against the New Censorship: Protecting Free Speech from Big Tech, Progressives, and Universities.

Aus der Katastrophe geboren

Naturkatastrophen gehören zum japanischen Alltag.
Doch das Inselvolk hat aus der schieren Not viele Tugenden erschaffen.

Alex Baur

Die einen Völker werden geplagt und geprägt durch Vulkane und Erdbeben, andere durch Lawinen, Tropenstürme, Überschwemmungen oder Erdrutsche. Auf dem japanischen Archipel, der sich über 6852 Inseln auf einer Länge von rund 3000 Kilometern von der Philippinensee entlang des Pazifiks bis zum Ochotskischen Meer erstreckt, drohen all diese Naturgewalten zusammen. Und das nicht zu knapp. Bei den besonders heimtückischen Monsterfluten hat sich der japanische Begriff Tsunami (deutsch «Hafenwelle») gar weltweit durchgesetzt.

Die Anfälligkeit für Naturkatastrophen ist sowohl geologisch wie auch klimatisch bedingt. Bei Japan prallen die Nordamerikanische und die Eurasische Kontinentalplatte auf die Pazifische und die Philippinische Platte. In diesem tektonischen Hotspot rumpelt es immer irgendwo. Im Schnitt etwas mehr als einmal täglich wird in Japan ein für den Menschen deutlich spürbares Erdbeben registriert. Von den Bruchstellen zeugen 240 Vulkane, rund vierzig von ihnen sind aktiv.

Gespenstische Gelassenheit

Das Inselreich besteht fast ausschliesslich aus Bergen und Hügeln. Siebzig Prozent des japanischen Territoriums weisen eine Neigung von mehr als acht Prozent auf und sind landwirtschaftlich kaum zu nutzen. Die 126 Millionen Japaner drängeln sich entlang der Küste in einem der am dichtesten besiedelten Gebiete der Welt. Diese Küste wird nicht nur ständig vom Meer her bedroht, sondern auch von steil abfallenden Fliessgewässern, die sich während der sommerlichem Taifun-Zeit regelmässig in reissende Flüsse und Muren verwandeln.

Die stoische Gleichmut und Disziplin, mit der die Japaner den Katastrophen begegnen, ist legendär. Trotzdem war ich überrascht, als ich im Frühling 2011 die Präfektur Fukushima während rund zweier Wochen für eine Reportage bereiste. Die Realität, die ich vor Ort erlebte, übertraf jede klischierte Vorstellung.

Es war eine dreifache Katastrophe der Superlative: zuerst eines der stärksten Erd-



Stoischer Gleichmut und Disziplin: Schulkinder üben den Notfall.

beben, die je gemessen wurden; dann der gewaltigste Tsunami seit Menschengedenken und schliesslich noch eine nukleare Kernschmelze, wie es sie im Westen in diesem Ausmass noch nie gegeben hatte. Gegen 20 000 Menschen verloren ihr Leben in den Flu-

Täglich wird in Japan ein für den Menschen deutlich spürbares Erdbeben registriert.

ten. Dabei ist Japans Küste durch ein gigantisches Bollwerk von Dämmen und Kanälen geschützt. Ohne den ausgeklügelten Katastrophenschutz wäre die Zahl der Opfer zweifellos um ein Vielfaches höher gewesen.

Seit den 1930er Jahren sind Wohnbauten in besonders gefährdeten Gebieten verboten. Ein Rauchmelder ist in jedem Wohnhaus obligatorisch. Beim Erdbeben von 2011 brachte ein

Warnsystem 300 Schnellzüge automatisch zum Stillstand, kein einziger entgleiste. Dank Messbojen im Meer war die Bevölkerung eine halbe Stunde vor der Ankunft des Tsunamis gewarnt. Über ein dichtes Netz von Lautsprechern, die auch als Sirenen dienen, konnten die Behörden Anweisungen erteilen. Das Verhalten im Katastrophenfall wird an den Schulen und in den Betrieben regelmässig geübt. Ähnlich wie die Schweizer sind auch die Japaner angehalten, stets einen Notvorrat bereitzuhalten – und daran halten sich auch die meisten.

Allen Vorkehrungen zum Trotz hatten die Wassermassen in Fukushima ganze Viertel dem Erdboden gleichgemacht. Fahrzeuge und schwere Geräte aller Art wurden wie Spielzeug kilometerweit herumgeschoben und zermalmt. Die Schneise der Verwüstung reichte oft tief ins Landesinnere. Das Erbeben war so gewaltig, dass es die Topografie ganzer Landstriche veränderte. Grotesk verformte Strommasten, Strassen und

Brücken liessen erahnen, wie die Gegend zuvor ausgesehen haben musste. Die meisten Gebäude hatten zwar dem Megabebe standgehalten, doch in der Präfektur Fukushima war kaum ein Ziegeldach unbeschädigt.

Die Gelassenheit, mit der die Menschen zwischen den Ruinen dem Wiederaufbau nachgingen, hatte etwas Gespenstisches. Abgeklärt erschien mir auch der Umgang mit dem Thema, das viele ausserhalb von Japan am meisten beschäftigte: die Verstrahlung nach der dreifachen Kernschmelze in den Atommeilern von Fukushima Daiichi. Vor Ort hatten die Menschen allerdings andere Prioritäten. Die Strahlung war nie auch nur annähernd lebensbedrohlich gewesen.

Die Regierung hatte präventiv die Evakuierung von über 62 000 Menschen aus einem Zwanzig-Kilometer-Radius um die havarierten Meiler angeordnet. Für jene, die nicht bei Verwandten oder Freunden unterkamen, wurden in Turnhallen und Schulhäusern Massenunterkünfte hergerichtet. Da die meisten Japaner ohnehin weder Tische noch Betten benutzen, war die Infrastruktur rudimentär. Das Mobiliar bestand aus halbhohen Kartonwänden, die das Revier einer Familie absteckten.

Ich sprach mit Dutzenden von Betroffenen. Die Gleichmut, mit der sie ihrem Schicksal begegneten, überraschte mich stets von neuem. Obwohl die Platzverhältnisse prekär waren, hörte ich nirgends Klagen. Beeindruckend waren auch Ordnung und Sauberkeit in den Zentren. Viele legten Wert darauf, uns mit einer Tasse Tee zu empfangen. Es war sehr einfach, mit den Menschen ins Gespräch zu kommen – allerdings ziemlich schwierig, etwas Persönliches zu erfahren.

Über Gefühle spricht man nicht

Das Bild der «asiatischen Mauer des Lächelns» mag ein Klischee sein. Tatsächlich wird in Japan gar nicht so viel gelächelt. Und wenn jemand lächelt, kann es auch bedeuten, dass man ihn gerade in eine peinliche Situation manövriert hat. Im Allgemeinen erlebte ich die Japaner als ausgesprochen selbstbewusst und eigenwillig. Doch über Privates und erst recht über Gefühle spricht man nicht.

Das Wörtchen «nein» hört man im Alltag fast nie. Die Japaner, so schien es mir, sind Weltmeister, wenn es darum geht, eine Absage in eine vermeintliche Zustimmung zu verpacken. Wer nicht in der Lage ist, die leisen Untertöne und Hinweise zu deuten, wird verzweifeln im Land der unablässigen Verbeugungen, die man selbst dem schlimmsten Feind gewährt.

Ich war schon in fast allen Weltgegenden als Reporter unterwegs, doch nirgends fühlte ich mich so fremd wie in Japan. Vielleicht hat es mit der «splendid isolation» eines Inselvolkes zu tun. Ein paar Brocken Japanisch lernt man schnell, doch wer die komplizierte Schrift nicht

von klein auf erlernt hat, wird sie kaum je richtig beherrschen. Ich fühlte mich trotzdem nirgends so geborgen und so sicher wie in Japan. Gegenseitige Rücksichtnahme wird im Alltag richtiggehend zelebriert.

Vordergründig gehört Japan seit Jahrzehnten zu den modernsten Industrieländern der Welt. Für alles und jedes gibt es irgendeinen Automaten oder einen Roboter. Hinter der westlich-demokratischen Fassade ticken die Japaner indes völlig anders als der Rest der Welt. So ist es in Tokio zum Beispiel vielerorts verboten, auf der Strasse zu rauchen. Das gilt als belästigend und unhygienisch. Doch in den meisten Restaurants und Bars wird gequalmt.

Typisch für die Japaner ist auch, dass sie den Schaden bis zur letzten Konsequenz beheben.

Sie gelten als private Orte. Man darf auch ungeniert schlürfen und rülpsen am Tisch. Doch bei einer privaten Einladung sollte man es unbedingt vermeiden, die Toilette des Gastgebers zu benutzen. Das wäre sehr unanständig.

Gehorsam und Respekt, sei es gegenüber den Altvorderen oder gegenüber den Vorgesetzten, gilt bis heute als höchste Tugend in Japan. Die Loyalität zum Arbeitgeber ist legendär, tatsächlich ist die freiwillige Unterordnung im Kollektiv allgegenwärtig. So fand ich es etwa faszinierend, Halbwüchsige beim Fussballtraining zu beobachten. Auf dem Spielfeld herrschte eine unaufdringliche, aber konzentrierte Disziplin. Das bei uns übliche Geschrei von Trainern und Spielern, die Rempelen und das Gefluche, die Anfeuerungen oder das Triumphgeheul, all das fehlte auf dem Platz.

Zugleich wird der Schutz der Privatsphäre hochgehalten. So fiel mir in einer überfüllten



«Es ist eine bedrohte Tierart.»

Metro von Tokio etwa ein Mann in piekfeinem Anzug auf, der ungeniert in einem pornografischen Manga-Heftchen blätterte. «Ganz schön frech», raunte ich meinem Begleiter zu. «Frech bis du», gab mein japanischer Begleiter zurück. Später erklärte er mir, warum aus seiner Sicht ich derjenige war, der sich unziemlich verhalten hatte und nicht etwa der Porno-Konsument. Denn ich hatte mich in die Privatsphäre eines Fremden eingemischt, die selbst im öffentlichen Raum zu respektieren ist.

2013 gelang es mir, eine Bewilligung für einen mehrstündigen Besuch im Innenbereich der Reaktorruinen von Fukushima zu ergattern. Das war schwierig und brauchte viel Fingerspitzengefühl, weil diese Ruinen als Monumente der nationalen Schande gelten. Obwohl beim GAU kein Mensch starb oder auch nur ernsthaft verstrahlt wurde, würde man am liebsten nicht darüber reden. Tatsächlich steckt hinter der Kernschmelze ein kras- ses kollektives Versagen. Denn die Mängel, die in ihrer Verkettung zur Katastrophe führten, waren längst bekannt. Doch keiner hatte es gewagt, dem Management des Stromriesen Tepco zu widersprechen, das den Profit über die Sicherheit stellte.

Typisch für die Japaner ist allerdings auch, dass sie den Schaden bis zur letzten Konsequenz beheben und bemüht sind, aus ihren Fehlern zu lernen. Die Reaktorruinen einfach unter einem Betonsarg zu versenken und die Gegend auf ewig zu evakuieren, wie dies die Sowjets in Tschernobyl getan hatten, kam für sie nie in Frage. In Fukushima wird so lange aufgeräumt und geputzt, bis der allerletzte giftige Staubpartikel fachgerecht entsorgt ist. Egal, wie viel es kostet und wie lange es dauert.

Gedenken an die Opfer

Das vielleicht eindrücklichste Erlebnis war für mich die Zeremonie auf dem «Ground Zero» von Nagasaki, wo am 9. August jeweils der Opfer der Atombombe gedacht wird. Kein Spitzenpolitiker und kein Ministerpräsident konnte es sich je erlauben, der jährlichen Gedenkfeier fernzubleiben, die mit dem Nimbus eines Nationalfeiertages begangen wird.

Der Abwurf der Atombomben über Hiroshima und Nagasaki, die mit einem Schlag Zehntausende von Zivilisten töteten, war ein fürchterliches Verbrechen. Doch das ist nicht das Thema der Feier. Sie ist vorweg dem Gedenken an die Opfer gewidmet, aber auch dem Ende einer schrecklichen Diktatur und dem Aufbruch Japans zu einer einzigartigen sozialen und wirtschaftlichen Blüte. Die Bombe von Nagasaki markierte die Stunde null einer der solidesten Demokratien der Welt. Sie wurde aus der vielleicht verheerendsten aller menschengemachten Katastrophen heraus geboren.

Corona-Showdown in Bern

SVP-Präsident Marco Chiesa will mit seiner Partei das verschärfte Covid-Gesetz bekämpfen. Es geht um den Umgang des Bundesrats mit Ungeimpften.

Marcel Odermatt

Nach der Abstimmung ist vor der Abstimmung. Am 13. Juni stimmte das Volk dem Covid-19-Gesetz mit 60 zu 40 Prozent deutlich zu. Doch die Gegner lassen nicht locker. Letzte Woche reichten sie in Bern 187 000 Unterschriften gegen die Änderungen an den Bestimmungen durch das Parlament in der Frühjahrssession ein. Dieser Erlass kommt am 28. November vor den Souverän.

Der Urnengang wird zum grossen Härtetest, zur ultimativen Abstimmung über die Corona-Politik von Bundesrat und Parlament. Der Schweiz steht ein heisser Herbst bevor. Dafür sorgen wird die SVP. Beim Entscheid im Frühsommer gab die grösste Partei des Landes noch die Stimmfreigabe heraus. Auch bei der Unterschriftensammlung für das Referendum half die Partei offiziell nicht.

Doch jetzt zeichnet sich ab, dass die SVP ins Lager der Gegner wechseln wird. «Ich bin persönlich bereit, dieses Referendum zu unterstützen, und ich werde das Thema in den Parteileitungsausschuss bringen», sagt Präsident Marco Chiesa. Ziel sei es, dass die Delegiertenversammlung bereits am 21. August die Parole fassen könne. Eine Position, die auch andere angefragte Parteioxponenten teilen.

Kontrolle und Einschränkung

Mit der SVP an Bord bekommt die Diskussion eine neue Dynamik. Die erste Abstimmung ging laut Umfragen vor allem zugunsten von Regierung und Parlament aus, weil viele Wähler fürchteten, dass die Entschädigungen für die von den Pandemiemassnahmen betroffenen Menschen und Betriebe wegfallen würden. Das sorgte dafür, dass auch viele in der SVP zum Gesetz am Schluss ihren Segen gaben. «Im Vergleich zum ersten Referendum ist diese Vorlage nicht noch mit Wirtschaftshilfen verknüpft», erklärt Chiesa.

Dessen Einschätzung teilt Michael Bubendorf, Vorstandsmitglied der für das Referendum mitverantwortlichen «Freunde der Verfassung»: «Dass Massnahmen im Gesundheitsbereich mit solchen Entschädigungen verknüpft wurden, haben wir von Beginn an

als erhebliche Verletzung des Grundsatzes der Einheit der Materie kritisiert. In der zweiten Abstimmung wird diese Verknüpfung nun weitgehend aufgelöst, da jetzt nur noch über die extremen Verschärfungen des Gesetzes vom März abgestimmt wird.» Fällt diese Verbindung weg, dürfte sich die Debatte um Punkte drehen, die in der Bevölkerung stark umstritten sind.

Dazu gehört insbesondere der Umgang mit den Ungeimpften. So sollen Personen, die das Covid-19-Vakzin erhalten haben, von der

«Wer ist als Nächster dran? Raucher, Übergewichtige oder Sportmuffel?»

Quarantäne befreit werden. Bubendorf: «Ungeimpften sollen die Grundrechte entzogen werden! Wer ist als Nächster dran? Raucher, Übergewichtige oder Sportmuffel?» Jeder Mensch habe kraft seiner Existenz ein Anrecht auf die Grundrechte.

Für heisse Köpfe wird zudem das Covid-Zertifikat sorgen. Laut den Gegnern führt es zu Kontrolle und Einschränkung der Bürger und zu einer Spaltung der Gesellschaft. «Damit

wird eine Beweispflicht für die Gesundheit eingeführt. Ungeimpfte werden teilweise von der Teilnahme am gesellschaftlichen Leben ausgeschlossen», erklärt Bubendorf.

Klar ist: Ganz freiwillig kommt der Schwenker von SVP-Präsident Chiesa nicht. Der Tessiner Ständerat steht in dieser Frage unter Zugzwang. In keiner Partei hat es mehr Leute, die die offizielle Corona-Politik ablehnen. Auch die Anzahl Parteianhänger, die sich nicht impfen lassen wollen, ist gemäss Untersuchungen grösser als anderswo.

Bereits beim ersten Anlauf gaben mehrere Kantonssektionen die Nein-Parole heraus. Und das, obwohl SVP-Finanzminister Ueli Maurer resolut für eine Zustimmung kämpfte. Seither dürfte die Zahl der Massnahmenkritiker weiter zugenommen haben.

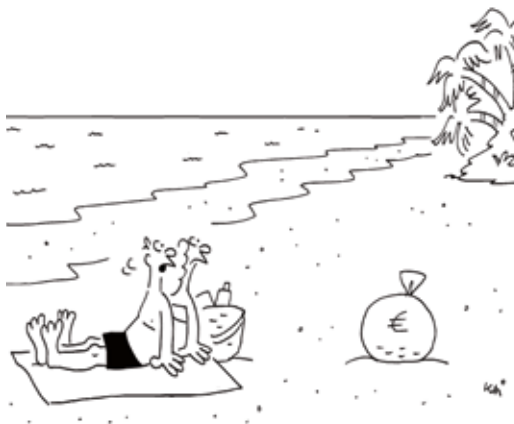
Reizwort Berset

Die Emotionen werden auf jeden Fall hochgehen. SP-Gesundheitsminister Alain Berset, das Bundesamt für Gesundheit oder die wissenschaftliche Task-Force des Bundes haben sich für viele Menschen längst zu Reizwörtern entwickelt, auf die sie vieles projizieren können, was für sie nicht richtig läuft im Land.

Einen Vorgeschmack von dem, was auf die politische Schweiz in den nächsten Wochen und Monaten zukommt, liefert Bubendorf. Er bringt seine Position, warum aus seiner Warte im November ein Nein nötig ist, wie folgt auf den Punkt: «Die Konsequenzen aus einem Nein wären eine klare Absage an die Errichtung einer Zweiklassengesellschaft und eine rote Karte für die Machtausweitung des Bundesrates.»

Insgesamt würde ein Nein die Kritik an den nutzlosen und schädlichen Massnahmen zum Ausdruck bringen. «Die Politik müsste zur Kenntnis nehmen, dass Zwangsmassnahmen nach chinesischem Vorbild in diesem Land keine Unterstützung erfahren», so Bubendorf.

Er freut sich auf jeden Fall auf den Support. «Unsere Tür steht den etablierten Parteien für eine Zusammenarbeit offen.» Ob es in dieser Konstellation einfacher wird, die Abstimmung zu gewinnen, wird sich weisen.



„Da hat mal wieder einer sein Geld in den Sand gesetzt...“

Politik im Wolkenkuckucksheim

Der deutsche Sonderweg in der Energiepolitik ist in jedem Fall zum Scheitern verurteilt.



Die Flutkatastrophe in Nordrhein-Westfalen und Rheinland-Pfalz war nach bisherigen Massstäben ein Jahrtausendereignis. Im Ahrtal südlich von Bonn erreichte das kleine Flüsschen Ahr einen Stand von 8,5 Metern mehr als normal, fünf Meter mehr als der bisherige historische Höchststand. Eine Wand aus Wasser stürmte zu nächtllicher Stunde plötzlich durch das Tal und überraschte viele Menschen in ihren Betten. Es steht der Vorwurf im Raum, dass die Katastrophe mit Ansage kam und die zuständigen Behörden Warnungen leichtfertig unterliessen sowie die rechtzeitige Evakuierung der Bevölkerung schuldhaft versäumten. Dazu wird es sicherlich noch parlamentarische Untersuchungsausschüsse geben.

Aus meiner Zeit in der Landesregierung von Rheinland-Pfalz weiss ich, dass dramatische Hochwasserereignisse mit grosser Regelmässigkeit auftraten. Aber es gab auch eine Routine im Drama. Möglicherweise wurden Politik und Verwaltung diesmal Opfer dieser Routine. Viele Ursachen – fortschreitende Flächenversiegelung, Wohn- und Gewerbebauten in den Niederungen, Eindeichungen und Flussbegradigungen – diskutierten wir schon in den neunziger Jahren. Es geschah nur zu wenig: Nach dem Hochwasser räumte man auf, reparierte Häuser, Strassen und Leitungsnetze – und das war es dann bis zum nächsten Hochwasser.

Das wird diesmal anders sein. Die Wahrscheinlichkeit ist gross, dass die Häufigkeit und die Intensität der Starkregenereignisse in Mitteleuropa mit dem wärmeren Klima zusammenhängen, so dass wir häufiger mit starkem Hochwasser rechnen müssen. Das bedeutet:

- 1 — Flächen entsiegeln, Deiche zurückbauen oder zurücknehmen, Retentionsräume schaffen.
- 2 — Hochwassergefährdete Gebiete generell für die Bebauung sperren, vorhandene Gebäude zurückbauen, Wohnen und Gewerbe in höhere Gebiete verlegen.
- 3 — Überregionale Strassen und Eisenbahnlinien auf höheres Gelände verlegen sowie die Leitungen für Strom, Gas, Wasser und Telekommunikation entweder verlegen oder hochwasserfest eingraben.

In der Summe wird dies in Rheinland-Pfalz und im dichtbebauten Nordrhein-Westfalen zwei- bis dreistellige Milliardenbeträge kosten, und es wird Jahrzehnte dauern. Die Optik der betroffenen Städte, Landschaften und Regionen wird danach nachhaltig verändert sein.

Das gibt viel Arbeit und Konfliktstoff für die künftigen Regierungen in Bund und Ländern. Auch die damit verbundenen Eingriffe in private

China und Indien bauen Hunderte Kohlekraftwerke, CO₂-freie Kernkraft gewinnt überall an Boden.

Eigentumsverhältnisse und Baurechte werden erheblich und schmerzhaft sein. Die Frage, wie dies alles mit dem menschengemachten Klimawandel zusammenhängt, kann (und sollte) die Politik dagegen getrost den Wissenschaftlern, Theoretikern und Ideologen überlassen.

Der Klimawandel – ob menschengemacht oder nicht, ob gross oder klein – ist rein praktisch gesehen für die deutsche und die euro-

päische Politik ein externes Datum. Sieben Prozent trägt die EU und zwei Prozent trägt Deutschland zu den weltweiten jährlichen CO₂-Emissionen auf der Welt bei, China allein dagegen dreissig Prozent. In China und Indien entstehen Hunderte neuer Kohlekraftwerke, auch die CO₂-freie Kernkraft gewinnt überall an Boden.

Die deutsche Politik aber verfolgt im Rahmen der Energiewende das utopische Ziel, in den nächsten zwanzig Jahren die deutsche Stromproduktion zu verdoppeln, während gleichzeitig alle Kohle- und Kernkraftwerke abgeschaltet werden. Dieser deutsche Sonderweg ist aus finanziellen, technischen und planungsrechtlichen Gründen in jedem Fall zum Scheitern verurteilt.

Der Blick ins jüngst verabschiedete Bundes-Klimaschutzgesetz zeigt, in welchen Wahnsinn sich die deutsche Klimapolitik hineingesteigert hat: Im Vergleich zu 1990 sollen in nur zehn Jahren die CO₂-Emissionen in der Industrie um 37 Prozent, bei Verkehr und Gebäuden um 43 Prozent und bei der Energiewirtschaft um 61 Prozent sinken. Diese nicht unterlegten Zahlen streifen und überschreiten die Grenze zur Fantasterei. Noch vor wenigen Jahren wäre es undenkbar gewesen, das völlig Irreale in ein amtliches Gesetz zu giessen. Noch absurder – wenn denn eine Steigerung möglich wäre – ist die gesetzliche Vorgabe, CO₂-Emissionen bis 2040 weitgehend und bis 2045 vollständig zu beseitigen.

Es ist sehr zu hoffen, dass der Umgang mit den schrecklichen Folgen der Flutkatastrophe der deutschen Klimapolitik wieder mehr Erdung vermittelt.

«Feminismus ist mir zu extrem»

Model Taylor Brumann ist seit Mai dieses Jahres offiziell Playmate: Die Schweizerin mit amerikanisch-schwedischen Wurzeln über Männer, Frauen und Anmache im Ausgang.

Roman Zeller

Weltwoche: Sie sind Playmate, Model und Onlyfans-Content-Kreatorin. Frau Brumann, was heisst das? Wie verdienen Sie Ihr Geld?

Brumann: Onlyfans ist wie Instagram, nur kann man die Bilder nicht gratis anschauen. Künstler werden für ihre Arbeit bezahlt. Klar, es gibt viele, die Pornos darauf drehen, aber ich zeige mein Privatleben, meinen Alltag. Meine Fans kriegen einen Blick hinter die Fassade.

Weltwoche: Einfach sehr freizügig, oder?

Brumann: Ja, aber nicht nur. Und ich teile auch nur Bilder, hinter denen ich stehen kann.

Weltwoche: Wie lukrativ ist dieses Geschäft?

Brumann: Ich kann gut davon leben. Es kommt aber darauf an, wie viel ich zeige: Je weniger, desto weniger verdiene ich – logisch. Grundsätzlich gilt: Je intimer, desto grösser ist der Zuspruch.

Weltwoche: Wissen Sie, wer Ihre Fans sind?

Brumann: Fast nur Männer. Viele sogar aus meinem Umfeld, aber vom Typ her gemischt. Sie eint der Gedanke, mehr und immer mehr von Taylor sehen zu wollen.

Weltwoche: Gibt es den klassischen Perversling?

Brumann: Ja, aber ich spüre schnell, wer mir nicht passt, und blockiere sofort. Zum Glück sind die meisten meiner Follower respektvoll. Ich ziehe aber auch klar meine Grenzen.

Weltwoche: Was würden Sie niemals zeigen?

Brumann: Meine Papaya bleibt tabu, sie gehört mir. Ich finde Nacktsein überhaupt nicht schlimm, solange es ästhetisch und schön ist. Im Minirock die Beine zu spreizen, hat nichts mit Ästhetik zu tun.

Weltwoche: Welches Klischee nervt Sie, als Aktmodell, am meisten?

Brumann: Ich bin Model, nicht ausschliesslich Aktmodell. Aber generell stört mich, dass alle das Gefühl haben, wir seien dumm und oberflächlich.

Weltwoche: Erzählen Sie aus Ihrer Kindheit. Wie sind Sie aufgewachsen?

Brumann: Ich wurde gehänselt, weil ich einen grossen Kopf hatte, mit einer hohen Stirn. Mein Selbstwertgefühl war im Keller. Das änderte sich, als ich mit zwölf von Basel nach Schweden zog.

Weltwoche: Was wäre aus Ihnen geworden, wenn nicht Model?

Brumann: Nach der Matur machte ich ein Praktikum in einem Operationssaal. Womöglich hätte ich Medizin studiert. Dann, mit achtzehn Jahren, verfolgte mich aber ein Typ in Zürich, ein Model-Scout. Er fragte, ob ich Interesse hätte. Diese Anfrage versandete aber. Wenig später kontaktierte mich ein Fotograf, aus dem Nichts, und baute mich auf. Ich merkte, auf Bildern sehe ich viel besser aus, in echt finde ich mich gar nicht so hübsch.

Weltwoche: Sondern?

Brumann: Ich glaube, ich bin Durchschnitt. Ich weiss einfach, wie ich posieren muss.

Weltwoche: Wie kommt jemand, der Durchschnitt ist, in den *Playboy*?

Brumann: Durch Pascal Heimlicher, den Starfotografen. Er schrieb mich an und fragte, ob ich mir Aktfotografie vorstellen könnte. Seine An-

«Einer, der schwächer ist als ich, ginge unter, dann bin ich zu dominant – vergiss es!»

frage fand ich interessant. Also gingen wir nach Ibiza und shooteten, dann bin ich reingerutscht.

Weltwoche: Faszination *Playboy*, was ist das für Sie?

Brumann: Jeder kennt den *Playboy*, er ist Kult und edel.

Weltwoche: Wissen Sie, warum das Männermagazin funktioniert? Das Internet ist ja voll von leichtbekleideten Frauen – alles gratis.

Brumann: Die Fotografen sind top. Der *Playboy* hat etwas Künstlerisches, es ist ein Spiel mit der Fantasie – sinnlich, feminin, reizvoll. Nackt ist ja nicht gleich nackt: Es gibt viele Frauen, die sehen in Unterwäsche billiger aus als ich splitternackt.

Weltwoche: Wie denken Sie über Schönheit? Was finden Sie schön?

Brumann: Ich achte auf Kleinigkeiten, eine schöne Haut, ein sympathisches Lächeln. Mir geht es um die Ausstrahlung, um das Gesamtpaket, um die Art, wie jemand ist.

Weltwoche: Auf einer Skala von 1 bis 10: Wo würden Sie sich verorten?

Brumann: Wenn ein Blobfish eine Null wäre und das Victoria's-Secret-Model Candice Swanepoel eine Zehn, wäre ich eine Sieben.

Weltwoche: Womit sind Sie nicht zufrieden?

Brumann: Mit meinen Zähnen, ich mag mein Lachen nicht, dann kommt mir an der Stirn eine Ader zum Vorschein. Und meine hohe Stirn gefällt mir auch nicht. Ich hätte gerne längere Beine und eine kleinere Taille.

Weltwoche: Wie definieren Sie Weiblichkeit?

Brumann: Sinnlich, gefühlvoll. Für mich geht es nicht um die Form, es geht um ein Gespür für den Körper. Weiblich ist, wer weiss, wie man mit seinen Reizen spielt.

Weltwoche: Was finden Sie am weiblichen Körper am schönsten?

Brumann: Ich mag Décolletés, nicht Brüste, sondern das Schlüsselbein und die Schultern. Und lange, definierte Beine.

Weltwoche: Die Modelbranche ist hocherotisch, aber auch toxisch: Wie schwimmen Sie sorglos in diesem Haifischbecken?

Brumann: Es stimmt, viele Fotografen sind bei der Zusammenarbeit unangenehm. Dann erfinde ich meist irgendwelche Geschichten, die abstossen – dass ich seit Jahren einen Freund habe, zum Beispiel. Und wenn etwas unangebracht ist, bin ich voll direkt.

Weltwoche: Was heisst das? Was haben Sie erlebt?

Brumann: Mit einem Fotografen musste ich im gleichen Bett schlafen. Da spürte ich plötzlich etwas Hartes an meinem Hintern. Ich stand sofort auf und schlief auf dem Sofa. Ich fand, das musste nicht sein. Was ich nicht verstehe: Wenn von mir keinerlei Anziehung da ist, wenn ich überhaupt nicht zurückflirte – dass es dann trotzdem passiert. Wie kann es einen Typen sexuell erregen, wenn es mich eckelt?

Weltwoche: Im Ausgang, so eine Studie, hätten sogar neun von zehn Frauen schon Belästigung erlebt. Sind Sie auch betroffen? Wie schlecht ist die Anmache?

Brumann: Ja, das passiert immer wieder. Die meisten Sprüche sind wirklich schlecht. Viele

junge Männer haben überhaupt kein Gespür mehr, wie man mit Frauen redet; das ist plump, asozial, vielfach voll unter der Gürtellinie. Als Frau denke ich mir oft: «O mein Gott!»

Weltwoche: Man spricht dann von «sexuell suggestiven Witzten», von Aufdringlichkeit.

Brumann: Ja, das hasse ich!

Weltwoche: Was überschreitet Ihre Grenzen?

Brumann: Nur schon, wer sagt, er finde mich «geil» – das höre ich oft. Ich meine, man kann sagen, man finde mich eine hübsche Frau. Aber so direkt schleppt man doch keine Frau ab?!

Weltwoche: Was tun Sie, um Belästigungen aus dem Weg zu gehen, um diese zu vermeiden?

Brumann: Ich suche niemals Augenkontakt, schenke niemandem meine Aufmerksamkeit. Ich versuche, Typen gar nicht erst anzuschauen. Ich rede nur mit Freunden und halte mich vorsichtshalber bedeckt. Aber ich finde es schlimm, dass ich überhaupt etwas machen muss. Es gibt ja keinen Grund, mich doof anzuquatschen.

Weltwoche: Vielleicht noch die Gegenfrage: Was käme bei Ihnen gut an?

Brumann: Am besten, man erzählt mir einen Witz. Aber ich werde eh nicht gerne angesprochen. Ich bin lieber in der Gruppe unterwegs, meist mit Kollegen, denn dann hab ich meine Ruhe. Ich lerne eigentlich nur jemanden kennen, wenn ich ihn über Ecken kenne. Dass jemand aktiv auf mich zukommt, versuche ich zu vermeiden.

Weltwoche: Es beginnt ja meist mit Blicken ...

Brumann: Ja, und ich hasse es!

Weltwoche: Wann werden Blicke lästig?

Brumann: Wenn sie sehr intensiv werden – wenn er mich richtig verfolgt. Ich finde es aber schon lästig, wenn ich merke, dass mich jemand im Fokus hat. Wer nicht begreift, dass ich den Flirt null erwidere, den finde ich lästig.

Weltwoche: Welche Männer ziehen Sie an? Was finden Sie attraktiv?

Brumann: Solche mit Ausstrahlung. Mich fasziniert Charakter, nicht die Optik. Ich brauche Männlichkeit, etwas Dominantes. Ich bin eine starke Frau und brauche jemanden, der dagegenhalten kann.

Weltwoche: Was heisst: «Männlichkeit»?

Brumann: Dass er weiss, was er will. Er muss Ziele haben, mit beiden Beinen im Leben ste-

hen. Einer, der schwächer ist als ich, ginge unter, dann bin ich zu dominant – vergiss es!

Weltwoche: Und wie finden Sie Schweizer?

Brumann: Ich hatte noch nie einen Schweizer, nur einen halben. Die meisten sind mir zu verklemmt, zu streng und zu wenig weltoffen.

Weltwoche: Von wem könnten sich Schweizer eine Scheibe abschneiden?



«Mein Glück ist meine Genetik»: Model Brumann, 24.

Brumann: Man braucht ein bisschen Italiener – wegen der Esskultur, des Romantischen und Lustigen. Dann sicher ein wenig Jugo – für die Leidenschaft, das Feuer. Und ideal wäre noch ein Stück vom Ami, dem Weltoffenen.

Weltwoche: In einer NZZ-Kolumne stand unlängst, es gebe – grob gesagt – zwei Arten von Männern: den Sexgott und den netten Typen für gute Gespräche.

Brumann: Ja, das ist so! Beides zusammen gibt es nicht, kein Mann ist wild und hält auch jeden Abend Händchen mit dir.

Weltwoche: Was bevorzugen Sie?

Brumann: Taylor geht meist auf *bad boys*, ich bin ja selber eher so. Ich bin jung, und meine Bedürfnisse tendieren gerade nicht in Richtung Sicherheit. Ich suche Abenteuer.

Weltwoche: Vom Sex zum Feminismus: Finden Sie, das geht zusammen? Könnten Sie, als Playmate, eine Feministin sein?

Brumann: Ich finde, man darf seinen Körper zeigen und kann trotzdem eine starke, eigenständige Frau sein.

Weltwoche: Sind Sie denn eine Feministin?

Brumann: Das ist mir ein zu starkes Wort. Ich sage immer, ich bin eine unabhängige, starke Frau. Feminismus ist mir zu extrem, zu hysterisch. Und ich finde, Feministinnen sollten, wenn sie konsequent für Gleichstellung sind, auch für die Wehrpflicht sein und sich nicht immer vom Freund einladen lassen, sondern selber bezahlen.

Weltwoche: Wenn Sie schreiben, gendern Sie?

Brumann: Nein, das muss jeder für sich selber wissen. Für mich gibt es gewisse Sachen, die sind einfach, wie sie sind – ein Mann ist ein Mann, und eine Frau ist eine Frau. Das ist so ein Thema, bei dem viele Leute überreagieren.

Weltwoche: Haben Sie das Gefühl, die Welt ist sensibler geworden?

Brumann: Ja, übertrieben! Jeder nimmt gleich alles persönlich. Zum Beispiel, wenn wir über Homosexualität sprechen: Wer homosexuell ist, nimmt es vielleicht nicht mal persönlich, aber der Typ daneben dreht komplett durch.

Weltwoche: Wie schauen Sie in die Zukunft? Fürchten Sie sich vor der Vergänglichkeit der Schönheit?

Brumann: Klar mache ich mir meine Gedanken, ich bin ja 24

und nicht mehr die Jüngste im Business. Mein Glück ist meine Genetik, ich sehe jünger aus, als ich bin. Aber am Schluss kommt es, wie es kommen muss. Ich kenne mich, ich werde wieder in etwas Cooles reinrutschen.

Weltwoche: Was wäre am coolsten?

Brumann: Schauspielerin oder Moderatorin.

Weltwoche: Zum Schluss noch ein Wort zur Schweiz: Was finden Sie an ihr gut?

Brumann: Ich schätze, dass die Schweiz so klein und heimelig ist, so ländlich, ruhig und sicher. Und ich schätze, dass Schweizer sehr anständig sind.

Selber schuld?

Nr. 28 – «Überleben im Ausgang»
Roman Zeller über junge Frauen im Ausgang

Der Artikel ist bestimmt gut gemeint, aber hinter diesen «zehn goldenen Regeln» steckt eine fragwürdige Aussage: Man erklärt potenziellen Opfern, wie sie nicht zu Opfern werden. Was ist mit den Tätern? Es beginnt mit der ersten Regel: «Geize mit Reizen». Heisst dies im Umkehrschluss, dass ich selber schuld bin, wenn man mich belästigt oder gar vergewaltigt, wenn ich einen zu kurzen Rock – übrigens ist die Definition von kurz bei jedem Menschen anders – trage? Im Endeffekt zeigt der Text auf: Als Frau bist du dafür verantwortlich, was Männer über dich denken und wie sie dich behandeln. Wenn du dich nicht richtig verhältst, dann bist du selber schuld, wenn dir etwas zustösst. Nichtsdestotrotz bin ich eine junge Frau, die sich an genau diese Regeln hält – noch bevor sie überhaupt von einem Mann in einem Artikel publiziert worden sind. *Sina Gähwiler, Guntershausen*

Endloser Rachefeldzug

Nr. 28 – «Spiess-Hegglin's Hetz-Courage»
Marcel Odermatt über die Zuger Netzaktivistin

Jolanda Spiess-Hegglin hat tatsächlich jede Glaubwürdigkeit verloren. Sie ist weder eine Grüne noch eine Feministin. Sie versteckt sich hinter diesen Etiketten und führt ihren persönlichen Rachefeldzug, der kein Ende finden wird. Denn wer anderer Meinung ist als Spiess-Hegglin, wird als Feind betrachtet. Bestärkt wird sie zum Beispiel auf Facebook von einer begeisterten Anhängerschaft, die alles bejubelt, was die Chefin geistig absondert. Spiess-Hegglin sympathisiert mit den Linken und hat es damit

an die Honigtöpfe des Bundes geschafft. Doch fragt es sich, für wie lange. Es ist kreuzfalsch, eine solche Exponentin mit Steuergeldern zu versorgen. Denn alle, die ausserhalb ihrer Filterblase argumentieren, gelten ihr als reaktionär. Damit ist hauptsächlich die SVP, die wählerstärkste Partei, gemeint. Wer jedoch Steuergelder empfängt, darf keiner einseitigen Weltanschauung huldigen und selber keinen Hass verbreiten, sondern hat der gesamten Bandbreite der Bevölkerung mit Fairness zu begegnen. Auch diese Voraussetzung für die Ausschüttung von Steuergeldern ist bei Spiess-Hegglin in keiner Weise gegeben. *Jürg Streuli, Wetzikon*

Volatile Basis

Nr. 28 – «Entschlossen in die Klimadiktatur»
Hubert Mooser

Solange die Schweiz dem Klima-Abkommen von Paris untersteht, wird diese Klimadiktatur andauern. Denn das sogenannte Zwei-Grad-Ziel, also die Beschränkung der angeblich durch das CO₂ bewirkten Erwärmung der Erde, hat eine ziemlich volatile Basis. Zwei Grad mehr gegenüber welcher Temperatur? Mal sind es 15, mal 14 und jetzt 14,7 Grad. Fazit: Dieses Zwei-Grad-Ziel kann immer erreicht werden, indem man den Vergleichswert verschiebt, auch wenn die Reduktion des CO₂-Ausstosses keine Wirkung hat. Das ominöse Pariser Klimaabkommen muss so schnell wie möglich aufgekündigt werden. Das wird schwierig sein. Es hängen zu viele daran, nicht nur der Bundesrat und die eidgenössischen Räte. *Hansruedi Tschudin, Wimmis*

Klimaregel: Kräht der Knutti auf dem Mist, ändert das Klima, oder es bleibt, wie es ist.
Helmut Hostettler, Bournemouth (UK)

Trampeln wie früher

Nr. 27 – «E-Bike»
Kolumne von Linus Reichlin

Ich liebe mein E-Bike. Während Jahrzehnten fuhr ich ohne Motörchen an den See, in die Stadt, in die Berge, auch mit dem aerodynamischen Helm, nicht in Tour-de-France-Rennfahrerhosen zwar, aber in Aldi-Leibchen. Ich bin Rentner, recht rüstig noch, aber ich schaffe nicht mehr alle Berge wie früher. Nun erklimme ich sie wieder, mit dem E-Bike, und ich freue mich, komme ins Schwitzen beim Trampeln, ich bin nicht infarktgefährdet beim Akku-Wechseln. Und übrigens, meine Frau hat auch ein E-Bike, allerdings mit einem stärkeren Motörchen, so können wir wunderbar gemeinsam fahren. *Fredy Huber, Wattwil*

Unsägliche Tendenzen

Nr. 27 – «Warten auf Zemmour»
Jürg Altwegg über Islamismus

Die Islamisierung von Europa durch von arabischen Ländern finanzierte Salafistenkreise ist ein Angriff auf die noch christliche Schweiz. Unsägliche Tendenzen wie die geforderte Einsetzung von muslimischen Armeeseelsorgern in der Schweizer Armee sind ein Affront gegen unser christliches Staatsverständnis und die Armee. Gibt es christliche Armeeseelsorger in der iranischen, irakischen, saudischen, türkischen Armee? In diesen Ländern werden immer noch Christen umgebracht, Kirchen abgebrannt und Terroranschläge auf christliche Institutionen verübt. *Roger E. Schärer, Trin Mulin*

Leserbriefe: Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird.
E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch.



Kurt Westergaard (1935 – 2021) Dschihan Sadat (1933 – 2021)



Von Dogmen befreit: Kurt Westergaard, Schöpfer der «Mohammed-Karikatur».

Es mag seltsam klingen, aber ich denke, es ist angebracht, die Tatsache zu feiern, dass der dänische Karikaturist Kurt Westergaard letzte Woche eines natürlichen Todes gestorben ist. In den letzten sechzehn Jahren seines Lebens planten islamische Terroristen aus aller Welt, ihn zu töten. Stein des Anstosses war eine Karikatur des Propheten Mohammed mit einer Bombe im Turban und dem islamischen Glaubensbekenntnis in arabischer Sprache drauf.

Westergaard fertigte die Karikatur an, nachdem ich 2005 dänische Karikaturisten eingeladen hatte, Mohammed so zu zeichnen, wie sie ihn sehen. Es war Teil einer Debatte über Selbstzensur und die Berichterstattung über den Islam in der europäischen Kultur. Ich erhielt zwölf Karikaturen, aber nur die von Westergaard erregte die Aufmerksamkeit der Welt.

Ich habe diejenigen nie verstanden, die behaupteten, die Karikatur würde Muslime stereotypisieren oder dämonisieren. Westergaards Absicht war es, darzustellen, wie islamische Terroristen ihren Glauben als Munition und Rechtfertigung für die Ermordung unschuldiger Menschen benutzen.

Westergaard wuchs in einem Dorf in Jütland auf. Dieses wurde von christlichen Fundamentalisten und Tabus rund um Sex und Religion beherrscht. Ein wichtiges Motiv in Westergaards Leben war es, sich von den Dogmen seiner Kindheit zu befreien, und so wurde er Atheist. In seiner humorvollen Art sagte er:

«Ich bin Atheist, und ich muss zugeben, dass mein Glaube durch die Reaktionen auf meinen Cartoon stärker geworden ist.»

Er wurde Lehrer und arbeitete 25 Jahre lang als Schulleiter, um Kindern mit Lernschwierigkeiten Lesen und Schreiben beizubringen, bevor er 1982 als Cartoonist zur dänischen Tageszeitung *Jyllands-Posten* kam. Er war unglaublich witzig und stets in der Lage, seinen Anklägern eine nachdenkliche und lustige Antwort zu geben.

Im Jahr 2008 waren Westergaard und seine Frau Gitte untergetaucht. Sie waren gerade dabei, eine neue Hotelwohnung in Aarhus zu beziehen. Als Westergaard aus dem Auto stieg, wurde er von jemandem auf der Strasse erkannt. Der Mann schrie ihn an: «Ich hoffe, Sie werden in der Hölle brennen.» Westergaard erwiderte: «Können wir jetzt darüber reden, oder wollen Sie warten, bis wir uns in der Hölle treffen?»

Oft wurde Westergaard beschuldigt, für die Tötung unschuldiger Menschen verantwortlich zu sein. Anstatt sich zu verteidigen, erzählte er meist eine Anekdote über Pablo Picasso und sein berühmtes Gemälde «Guernica». Während des Zweiten Weltkriegs traf Picasso in Südfrankreich einen deutschen Offizier. Sie begannen ein Gespräch, und als der deutsche Offizier realisierte, mit wem er sprach, sagte er: «Oh, Sie sind derjenige, der «Guernica» geschaffen hat.» Worauf Picasso meinte: «Nein, das war nicht ich, das waren Sie.» *Flemming Rose*

Über den furchtbarsten Tag in ihrem Leben wollte sie nie sprechen, nicht einmal im Familienkreis. Über jenen Tag, an dem Islamisten ihren Mann erschossen – vor ihren Augen. Die schrecklichen Szenen waren in ihrem Kopf, in ihrem Herzen eingebrannt, aber sie gehörten ihr allein.

An jenem schicksalhaften 6. Oktober 1981 verloren Ägypten und die Welt einen mutigen Mann. Aber Dschihan Sadat verlor die Liebe ihres Lebens. Schon als Mädchen hatte sie den doppelt so alten Offizier Anwar as-Sadat angehimmelt, mit fünfzehn heiratete sie ihn – gegen den Willen ihrer Eltern.

Sie habe gewusst, dass er seinen heldenhaften Schritt, den Frieden mit Israel, mit dem Leben bezahlen würde, vertraute sie später einem Interviewer an. Aber er, der Rais, der Präsident, habe sich für unbezwingbar gehalten.

Viel von seinem Ruhm, seinem Mut, seinem Erfolg verdankte Sadat seiner Frau, und bemerkenswert für einen Mann seiner Herkunft und Generation wusste er das anzuerkennen und wertzuschätzen. Sie war seine engste Beraterin. Wenn er zweifelte, bestärkte sie ihn, auch beim Frieden mit Israel.

Aber auch er bestärkte sie, als sie – unerhört für die arabische Welt – als First Lady in der Öffentlichkeit auftrat und sich beharrlich und erfolgreich für die Rechte der ägyptischen Frau einsetzte. Sie war eine Grande Dame mit einer Ausstrahlung, die dem Charisma ihres Mannes in nichts nachstand.

Aber mit den Jahren wurde sie immer bitterer. Ihr, der Tochter einer britischen Mutter, bereitete es Schmerzen, den Vormarsch des radikalen Islam in ihrer Heimat mitanzusehen zu müssen. Für sie schien es, als ob die Mörder ihres Mannes am Ende doch gesiegt hätten.

Wolfgang Koydl



Liebe ihres Lebens: Dschihan Sadat.

Klimakungeleien werden Mode

Wie Schweizer Versicherungsmanager mit Uno-Hilfe die Welt verbessern wollen.



Venedig bietet ein gutes Klima für Kartelle. Kürzlich haben da am Rande des G-20-Steuerharmonisierungsgipfels grosse Versicherungsunternehmen eine Art Klub gegründet, um den CO₂-Sündern den Tarif durchzugeben. Die acht Versicherer Axa, Allianz, Aviva, Generali, Munich Re, Scor, Swiss Re und Zurich schlossen sich im Rahmen eines Uno-Programms in der Vereinigung Net-Zero Insurance Alliance (NZIA) zusammen. Die Mitglieder verpflichten sich darin, ihre Versicherungsportefeuilles bis 2050 auf netto null CO₂-Emissionen umzustellen. Das heisst: Kunden wie Kohlekraftwerke oder allgemein Kohleverwerter, die zu lange noch Carbonspuren aufweisen, werden aus der Versicherung geworfen.

Mit diesen Sündern darf es keine Verträge mehr geben, keine Finanzierung, keine Rückversicherung, wie die acht Firmen nun abgemacht haben. Mit dieser Einigung unter sich wollen die Versicherungsunternehmen einen Beitrag dafür leisten, die Risiken des Klimawandels zu reduzieren. Es ist eine Absprache, die an kartellartige Praktiken erinnert: Eine namhafte Zahl von wichtigen Akteuren einer Branche schliesst sich zusammen, um bestimmte Kunden zu boykottieren. Ein Marktsegment wird per Absprache aus Klimagründen kaltgestellt, quasi als moralische Lektion.

Verstärkt wird diese Kollektivierung der Geschäftspolitik dadurch, dass man diese im Rahmen eines Uno-Programms durchzieht. Die internationale Organisation ist quasi Schirmherrin, es ist also ein Zusammenspiel zwischen Privaten und zusätzlich einer internationalen Autorität. Für klimapolitische Massnahmen

wird das wahrscheinlich immer mehr zum gängigen Rezept. In der Abmachung verweisen die Versicherer sogar auf das Pariser Abkommen: Man wolle als Unternehmen dazu beitragen, Übereinstimmung mit den Pariser Zielen zu erzielen. Damit ist eine Verbindung hergestellt zwischen privater Firma und internationalen Regelungen zwischen Staaten.

Das ergibt eine unübersichtliche Vermengung von Verantwortlichkeiten. Die Chefs des Swiss-Re- und des Zurich-Konzerns machen bei der Branchenabsprache mit, können sich aber im Bedarfsfall leicht hinter der Präsenz der Uno verstecken. Wettbewerbsbehörden können wohl auch wenig ausrichten.

Am ehesten wären es die Aktionäre von Swiss Re und Zurich, die sich der schleichen den Klimakollektivierung widersetzen könnten. Sie könnten sagen, es liege nicht in ihrem Interesse, dass ihr Unternehmen ein ganzes Geschäftsfeld ausser Acht lasse. Mit CO₂-Sündern liessen sich ja wohl hohe Prämien verdienen – das machten dann halt die Konkurrenten, die sich nicht an der Absprache beteiligen.

Und wer weiss, vielleicht wird die Kohle als Energieform irgendwann wieder salonfähiger, dann wird man sich erneut um diese Kunden bemühen müssen.

Lebensversicherung weg

Die EU will ab dem Jahr 2035 Neuwagen mit Verbrennungsmotoren verbieten. Das sieht so aus, als liege das weit in der Zukunft, aber das Verbot wird schon viel früher auf die Auswahl und Qualität der angebotenen Motoren abfärben. Das kann ans Lebendige gehen. Die

Hochwasserkatastrophe in Deutschland ruft in Erinnerung, dass es auch im gemässigten Europa Situationen geben kann, in denen ein solides Fahrzeug, das mit höchster Zuverlässigkeit losfahren kann, lebenswichtig ist.

Da geht es quasi um eine Versicherungsfrage. Was würde man in einer solchen Extremsituation wählen? Ein Auto mit Diesel- oder Benzinantrieb, das eine selbständige Anlage darstellt, dessen Tank mit Sicherheit eine Reichweite von 700 Kilometern bietet, dessen Motor auch in bitterster Kälte startet und durchzieht? Oder ein Elektroauto, das an eine Elektrizitätsleitung gebunden ist, wenn man mit maximaler Stromreserve startbereit sein will, dessen Starticherheit und Reichweite je nach Temperatur, Netzstörungen und anderen Bedingungen unsicher ist? Die EU-Zentrale schafft mit dem Verbrennungsmotor wahrscheinlich eine Art Lebensversicherung ab.

Geduld auf dem Meer

Der Schweizer Aussenhandel verlangsamt sich. Im Juni gingen die Exporte um 8,7 Prozent zurück, und der Juli liegt bisher auf der gleichen abfallenden Linie. Die Daten stammen vom Institut für Weltwirtschaft der Universität Kiel, das auf seiner Homepage den «Kiel Trade Indicator» zeigt. Dieser bietet einen grafischen Überblick über die Handelsflüsse zwischen 75 Ländern, wie ein Navi. Da kommt das echte Leben ins Spiel mit aktuellen Verkehrsmeldungen zur Schifffahrt. Zurzeit werden mehr Staus von Schiffen vor chinesischen Häfen gemeldet als in der Corona-Zeit. Geduld ist nötig.

LITERATUR UND KUNST

«Ein Leben ohne
Japan ist für mich
unvorstellbar.»
Urs Schoettli, Seite 50

Herausgegeben von Daniel Weber



Mut, Unverdrossenheit und Demut.

Katsushika Hokusai, Die grosse Welle, um 1831 — Was brachte das Land nicht alles Grosses hervor; Samurai, Karate, Sushi, Geishas, Nintendo, eine hochentwickelte Höflichkeit, diesen ganzen Nippon-Kokon, eine Gesellschaft ohne Gott, den Mut, die USA anzugreifen, mannigfaltige Sexualpraktiken. Japan ist trotz dieser Art scheinbarer Klarheit der Dinge ein Land des Undurchschaubaren geblieben. Wie ein Bild ist es, auf dem die Sprache des Ungemalten nicht gezeichnet ist.

Vor über zweihundert Jahren lebte Katsushika Hokusai (1760–1849) in Edo, wie Tokio damals hiess, eine Stadt grösser als Paris. Er war Holzschnitzer und unglücklich. Seine Frau war

gestorben, er alleine mit zwei Töchtern und einem Sohn, seine Töchter heirateten unglücklich, sein Sohn starb, da war kein Auskommen, und das Fertigen von Holzschnitzereien mit von andern bestimmten Sujets brachte ihn an jenen Rand der Verzweigung, in dem selbst die Gefasstheit eines Japaners sich auflöst.

Er machte sich selbständig, um wenigstens in seinen Bildern nicht so gefangen zu sein wie in seinem Leben. Sein Leben war wie eine Welle; nie am selben Ort, er zog umher, überall dorthin, wo Nahrung war und Schönheit. Über vierzig Holzschnitte fertigte er von der Umgebung des Fudschijamas an und schuf dabei das bekannteste japanische Kunstwerk; diese grosse

Welle vor Kanagawa, die so seltsam schweigend rollt und sich bricht.

Das Bild ist klein, knapp 40 auf 26 Zentimeter, es zeigt den grössten aller Kämpfe; jenen des Menschen im steten Gerangel mit den Naturgewalten, deren Kraft ihn jederzeit auf ewig entkräften kann. Die ihn hin und her wirft in völliger Ignoranz seines Daseins und gegen deren Gewalt es nur einen einzigen Ausweg gibt, um dem Grossen einen kleinen, aber grossartigen Sieg abzurufen; Mut, Unverdrossenheit und Demut. Vielleicht sind sie es, die Japan so undurchschaubar und kraftvoll scheinen lassen wie eine Welle, die nur sich selbst als Ufer kennt.



Nur wenn es Solidarität gibt, können die Gemeinschaften auf diesen fernliegenden Inseln überleben.

Alltagskultur

Japans einzigartiger Gesellschaftsvertrag

Achtsamkeit, Beflissenheit, Rücksicht und Empathie sind die Fundamente Japans. Zusammen mit dem stets präsenten Sinn für Ästhetik machen sie das Land so attraktiv.

Urs Schoettli

Über zwanzig Jahre sind verflossen, seit ich mit einem zunächst auf drei Jahre beschränkten Visum in Japan Wohnsitz nahm. Vor zehn Jahren habe ich mich mit Erfolg um die permanente Niederlassung bewerben können. Diese kennt keine zeitliche Begrenzung mehr und ist auch nicht an die Entsendung durch einen Arbeitgeber gebunden. Auf dem Formular für den Niederlassungsantrag wurde nach dem Grund gefragt, weshalb man in Japan leben wolle. Ich gab an, dass ich kein Land kenne, wo man mehr und bessere Leistungen für seine Steu-

ern erhalten würde als in Japan, wo die öffentliche Sicherheit und die allgemeine Ordnung und Sauberkeit beispiellos sind. Es war dies natürlich nicht die vollständige Wahrheit. Mich haben das Land und seine Menschen so in ihren Bann geschlagen, dass ein Leben ohne Japan für mich unvorstellbar ist.

Dabei ist Europa nicht zu verachten, und jedes Mal, wenn ich von einer Reise durch Italien oder Frankreich nach Tokio zurückkehre, frage ich mich, warum ich mich mit dem urbanen Wildwuchs der japanischen Kapitale abfinde. Inzwischen habe ich aber auch

die Gewissheit, dass ich bei jeder Rückkehr nach nur ein paar Stunden Adaption wieder die Gewissheit habe, nirgendwo anders als in Japan leben zu können.

Woher rührt diese Bezirzung? Es sind primär zwei Sachverhalte: die besondere japanische Ästhetik und der Umgang der Menschen miteinander. Bemerkenswert ist, wie sich die Perspektive ändert, mit welcher man in Japan die alltägliche Wirklichkeit wahrnimmt. Es ist nicht die grosse Vista, sondern das kleine Detail, welches in Japan das Auge fesselt. Dies ist sichtbar in der japanischen Gartenbaukunst ebenso

wie bei traditionellen Wohneinrichtungen und in der Architektur, im Kunsthandwerk ebenso wie in der japanischen Küche. Dabei fällt auch auf, wie sattelfest die Japaner in ihrem ästhetischen Empfinden sind.

Vieles in der japanischen Kultur und Zivilisation ist im Laufe der langen Geschichte vom asiatischen Festland, namentlich aus China und Korea, eingeführt worden. Während der Meiji-Restauration im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts und zuletzt beim Modernisierungsschub des Wiederaufbaus nach dem Zweiten Weltkrieg kamen die Impulse aus dem Westen. In vielen Fällen des Kulturimports manifestieren sich die japanischen Charakteristiken in der Verfeinerung des aus dem Ausland Übernommenen. Es ist der ausgeprägte Sinn für das Schöne, welcher Japans Identität prägt.

Pflichten statt Ansprüche

Am Tag nachdem ich die Wohnung in Tokio bezogen hatte, klingelte ein Polizist des nahen «Koban» (Polizeiposten), stellte sich vor und versicherte mir, dass ich mich im Bedarfsfall melden könne. Sicherheit spielt im japanischen Gesellschaftsvertrag eine ganz wichtige Rolle. Dies ist verständlich in einem Land, das mit seinen häufigen Erdbeben und heftigen Taifunen zu den unwirtlichsten Gegenden der Erde gehört. Nur wenn es Solidarität gibt, können die Gemeinschaften auf diesen fernliegenden Inseln überleben.

Rechte, Ansprüche und Anrechte – dies sind die zentralen Merkwörter der modernen westlichen Industriegesellschaften. Im Konfuzianismus, der auch das japanische Staatsverständnis geprägt hat, geht es dagegen primär um Pflichten, die in der Familie, gegenüber dem Clan und im Staat zu erfüllen sind. Von Kindesbeinen an werden die Pflichten, sich gegenüber seinen Mitmenschen achtsam zu verhalten, auf sie Rücksicht zu nehmen und sich generell diszipliniert zu verhalten, angemahnt. Von Eltern wie Lehrern werden die Kinder dazu erzogen, bei ihrem Verhalten stets daran zu denken, wie es auf die Mitmenschen wirkt. Wenn Gegenstände und Einrichtungen benutzt werden, so sollen diese im selben Zustand übergeben werden, wie man sie selbst vorgefunden hat.

Dies erklärt auch, weshalb in Japan beispielsweise öffentliche Verkehrsmittel, die täglich von Millionen von Menschen benutzt werden, blitzsauber sind. Öffentliche Ordnung ist keine Angelegenheit von Bünzlis, sondern Teil einer hochentwickelten Wertschätzung des Zusammenlebens. Entsprechend fallen auch die Sanktionen aus, wenn sich jemand danebenbenimmt. Dies führt zu einem Gesichtsverlust – eine Bestrafung, die schon im Kindergarten rasche Wirkung zeitigt.

Japan hat seit der im späten 19. Jahrhundert erfolgten industriellen Revolution bei einer breiten Palette von Industrieleistungen die

Weltspitze erreicht. Dabei geht es nicht nur um die weltbekannten Konzerne, sondern auch um mittelständische Familienunternehmen, die mit Nischentechnologien eine führende Stellung auf den Weltmärkten errungen haben. Japan Inc. steht bis heute für Verlässlichkeit, Qualität und Innovationskraft.

Doch Japan ist auch ein Dienstleistungsparadies, das manchen anderen Ländern als Vorbild dienen könnte. Ich führe dies auf den hohen Stellenwert von Beflissenheit und Empathie im japanischen Gesellschaftsvertrag zurück. Das Ideal ist, dass bei einer Dienstleistung die Wünsche der Kunden vorweggenommen werden, damit diese nie in den Zustand von

Es ist nicht die grosse Vista, sondern das kleine Detail, welches in Japan das Auge fesselt.

Bittstellern versetzt werden. Die hohe Wertschätzung von Dienstleistungen spiegelt die Ausgeglichenheit und Kohäsion der japanischen Gesellschaft wider. Auch einfache Dienstleistungen werden mit der gebotenen Wertschätzung entgegengenommen.

Die Personalchefin einer Tokioter Sparkasse erklärte mir, dass man in der Bank nicht mehr den Begriff «Kundendienst» verwende, sondern von «Gastfreundschaft» spreche. Beim «Service» klinge dagegen das lateinische Wort *servus* (Diener) mit, ein Status, der nicht mit einem Gastgeber zu vergleichen sei. In der Tat ruht der japanische Gesellschaftsvertrag auf einem ausgeprägten Mittelschichtenethos, gemäss welchem jedem ungeachtet der Herkunft und des Berufs die gebührende Achtung entgegengebracht wird. Natürlich gibt es auch in Japan soziale Schichtungen, doch die elaborierte japanische Höflichkeit gebietet, dass man auch für jede noch so bescheidene Dienstleistung seiner Wertschätzung Ausdruck gibt.

Ich erinnere mich an ein japanisches Ehepaar, das aus beruflichen Gründen jahrelang in Über-

see gewohnt hatte. Als die Pensionierung nahte, kehrte es nach Japan zurück. Die Ehefrau anerkannte, dass die Wiedereingewöhnung in Japan zunächst eine schwierige Sache war. Sie habe die entspannten sozialen Umgangsweisen in Europa geschätzt, während sie sich in Japan wieder auf ihre soziale Position habe besinnen müssen. Letztlich habe sie sich in Japan aber gerade wegen der klaren Verhaltensregeln wieder wohl gefühlt.

Schwierige Integration von Ausländern

Jede Gesellschaftsform hat ihre Vor- und Nachteile. Dies gilt auch für Japan, wo die Überalterung und Schrumpfung der Bevölkerung, aber auch eine steigende Zahl von Selbstmorden und eine endemische Vereinsamung vor allem unter jüngeren Menschen auf gravierende soziale Fehlentwicklungen hindeuten. Besonders alarmierend ist für manche die Entwicklung der Geburtenrate, die im letzten Jahr ein neues Rekordtief verzeichnete; und aufgrund des langfristigen Trends ist kein Ende des Rückgangs zu erwarten. Schon seit einigen Jahren entscheiden sich immer mehr Japanerinnen für eine berufliche Karriere und gegen eine Familiengründung. In der Tat gehört Japan unter den Industrienationen zur Schlussgruppe, wenn es darum geht, das berufliche Umfeld so zu gestalten, dass Beruf und Kinder sich nicht gegenseitig ausschliessen.

Wenn es offensichtlich auch für die Zeit nach dem Abklingen der Covid-19-Pandemie nicht zu erwarten ist, dass die Japaner sich für mehr Kinder entscheiden werden, müsste das Land seine Türen für Zuwanderung öffnen. Bereits gibt es Pilotprojekte, die für dringend benötigte Fachkräfte, insbesondere für Pflegepersonal und IT-Spezialisten, die strikten Einwanderungsbeschränkungen lockern. Doch scheint man auch wegen der schwierigen Integration von Ausländern bisher wenig Erfolg zu haben.

Damit kehren wir zum japanischen Gesellschaftsvertrag zurück. Dass er funktionieren kann, setzt eine kohäsive Nation voraus. Im Vergleich auch mit kleineren asiatischen Ländern ist Japans Bevölkerung in ethnischer, sprachlicher, kultureller und religiöser Hinsicht viel homogener. Es gibt keine zahlenmässig relevanten Minderheiten, und auch wenn es um die Lebensumstände und die Infrastruktur geht, ist das Inselreich sehr kohärent. Dies alles gehört eben zu den Voraussetzungen für einen funktionierenden Gesellschaftsvertrag.

Urs Schoettli, geboren 1948 in Basel, war in Delhi, Hongkong, Peking und Tokio als Journalist und politischer Berater tätig und hat mehrere Bücher zum internationalen Liberalismus sowie zu asiatischen Themen veröffentlicht. Heute lebt er als freier Publizist in Tokio.



Der Bund fürs Leben

Von Affen und Menschen

Ursula Gräfe

Haruki Murakami: Erste Person Singular.
Aus dem Japanischen von Ursula Gräfe.
Dumont. 224 S., Fr. 31.90

«Vor etwa fünf Jahren machte ich in einem kleinen Ryokan im Badeort M. in der Präfektur Gumma die Bekanntschaft eines älteren Affen.» So geschehen dem Ich-Erzähler in Haruki Murakamis jüngstem Erzählband «Erste Person Singular» (2021). Mit Sätzen wie diesem zieht der japanische Autor seine Leser sofort in seinen Bann, lässt europäischen Realismus mit einer alten Erzähltradition seines Landes in einen Dialog treten, in dem Wirklichkeit und Fantastisches eine nahtlose Verbindung eingehen.

Wie stets in Murakamis Geschichten wird das höchst unwahrscheinliche Szenarium zwar leicht verwundert zur Kenntnis genommen, dann jedoch sofort in den Bereich des Normalen integriert. Der Affe, der im Thermalbad einer Herberge arbeitet, spricht die menschliche Sprache, liebt die Musik Anton Bruckners und – fatalerweise – menschliche Frauen. Affen als Protagonisten sind in der Weltliteratur nicht selten, man denke an T. C. Boyles jüngst erschienenen Roman «Sprich mit mir», in dem ein Schimpanse über Gebärdensprache zu kommunizieren lernt und zum Opfer einer fehlgeleiteten Wissenschaft wird, oder Kafkas satirische Erzählung «Ein Bericht für eine Akademie» über den Affen Rotpeter, der «die Durchschnittsbildung eines Europäers erreicht» hat.

Überschreitung von Wirklichkeit

In Murakamis «Bekenntnis des Affen von Shinagawa» geht es hingegen nicht um die Kritik einer als defizitär empfundenen Gesellschaft, sondern um das einzigartige Schicksal des Affen, das dieser dem Erzähler anvertraut. Dabei speist sich Haruki Murakamis Vorstellungswelt aus Elementen der Überschreitung von Wirklichkeit, die die japanische Literatur seit der Vormoderne prägen. Interessant ist in diesem Zusammenhang, dass Murakami regelmässig von der japanischen Literaturkritik mit negativ besetzten Begriffen wie «verwestlicht» oder «amerikanisiert» bedacht wird, sodass er sich 2014 in einem Interview mit dem britischen *Guardian* als «outcast of the Japanese literary world» bezeichnete.

Als 1991 mit «Wilde Schafsjagd» der erste Roman von Haruki Murakami auf Deutsch erschien, war der 1949 geborene Autor in keinem deutschen Literaturlexikon vertreten, so sehr stand die Rezeption japanischer Literatur noch im Zeichen der vorherigen Autorengeneration,



Wegbereiter für das westliche Interesse an der japanischen Literatur: Autor Murakami.

zu der Yasunari Kawabata, der Literaturnobelpreisträger von 1968, oder Yukio Mishima gehören, der durch seinen spektakulären Freitod 1970 in den Fokus weltweiten Interesses geriet, auch er Literaturnobelpreiskandidat. In den folgenden Jahrzehnten avancierte Murakami zum internationalen Kultautor und gelangte auch im deutschsprachigen Raum mit Romanen wie «1Q84» (2011) oder «Die Pilgerjahre des farblosen Herrn Tazaki» (2015) zu erstaunlicher Popularität.

Woran liegt es, dass Murakami als bisher einziger asiatischer Schriftsteller in Ost und West gleichermaßen erfolgreich ist? In der unmittelbaren Nachkriegszeit geboren, wächst er in einer gewissen Distanzhaltung zu seiner Heimat Japan auf und schöpft in seinen Werken stets aus einem kollektiven globalen Wissensschatz. Alle handeln von nicht abgeschlossenen

Erlebnissen, die ihre Protagonisten – den fünfzehnjährigen Kafka, Aomame und Tengo aus «1Q84» und die typischen Mitdreissiger – umtreiben und aus ihrem Alltag herauskatalysieren. Unweigerlich ragt ihre Vergangenheit in ihre Gegenwart hinein und fordert die Auseinandersetzung mit unverarbeiteten Traumata. Stets betont Murakami die Willkür zeitlicher Abläufe und erschüttert die scheinbare Linearität und Oberhoheit realistischer Vorstellungen von Zeit und Raum.

Nebenbei bemerkt kann Murakami durchaus als Wegbereiter für das zunehmende westliche Interesse an einer vom unbefangenen Umgang mit dem Irrealen geprägten japanischen Literatur gelten. Der Erfolg jüngerer Autorinnen wie Sayaka Murata («Die Ladenhüterin», 2018; «Das Seidenraupenzimmer», 2020) oder Yukiko Motoya («Die einsame Bodybuilderin», 2021) mit

ihrem radikalen Blick auf die moderne japanische Gesellschaft belegen diese Tendenz.

Bewusstes und Unbewusstes

Murakamis umfangreicher Roman «Die Chroniken des Aufziehvogels» (1998, Neuübersetzung 2020) führt die beiden auf über tausend Seiten mit ihren Erinnerungen und dem Trauma des Zweiten Weltkriegs ringenden Erzähler in Abgründe – hier ausgetrocknete Brunnen –, in denen Bewusstes und Unbewusstes ineinandergreifen. Immer wieder ist es das abstrakte und konkrete «Unterirdische», das den Autor beschäftigt. Zeugen aus Japans Vergangenheit zu beschwören, gehört zu Murakamis bewährtestem literarischem Handwerkszeug.

Und nicht immer sind es fiktive Zeugen. So präsentiert er in «Untergrundkrieg – Der Anschlag von Tokyo» (2002) Interviews mit Mit-

Der Affe spricht die menschliche Sprache und liebt – fatalerweise – menschliche Frauen.

gliedern der Aum-Sekte und ihren Opfern, um ein vielschichtiges Bild der Ereignisse um den Sarin-Gas-Anschlag in der Tokioter U-Bahn von 1995 zu zeichnen. In Versuchsordnungen stellt Murakami immer wieder die Fragen, die auch eine deutschsprachige Leserschaft bewegen: Wer hat das getan? Das Militär, die Sektenführer oder einzelne Soldaten und Anhänger? Wie verantwortlich sind Individuen innerhalb eines Systems?

Ursula Gräfe ist Autorin und Übersetzerin unter anderem der Werke Haruki Murakamis.

Wer schreibt denn so was?

Irmela Hijiya-Kirschner

Seiko Ito: Das Romanverbot ist nur zu begrüssen. Aus dem Japanischen von Jürgen Stalph. Cass. 160 S., Fr. 33.90

Hiromi Ito: Dornauszieher – Der fabelhafte Jizo von Sugamo. Aus dem Japanischen von Irmela Hijiya-Kirschner. Matthes & Seitz. 220 S., Fr. 31.90

Neulich hab ich doch tatsächlich den ausgeflipptesten japanischen Roman gelesen, der mir je begegnet ist. Dabei gibt es inzwischen doch wirklich allerhand Auswahl, wenn man sich für japanische Literatur in deutscher Übersetzung interessiert. Und mir ist aufgefallen, dass es noch nie so viele Autorinnen gab, die jetzt eine deutsche Stimme haben.

Das Stil- und Themenspektrum ist denkbar breit: von der Selbstoptimierung bei Mieko



Kawakami zur Selbstbefragung mit über siebzig bei Chisako Wakatake, vom säuselnden Natur- und Musik-Schwelgen bei Natsu Miyashita bis zum grimmigen kanadischen Auswandererstück von Hiromi Goto, von Science-Fiction bei Yoko Ogawa, dem Missbrauchsthema bei Sayaka Murata bis zum magischen Realismus von Hiromi Kawakami oder Yukiko Motoya – alles noch recht druckfrisch, aus diesem oder dem letzten Jahr.

Gibt's auch noch japanische Männer, die interessant genug schreiben, um übersetzt zu werden?, hätte man sich fast fragen können. Mal abgesehen von dem globalen Selbstläufer Haruki Murakami, der sich inzwischen im Kreise dreht.

Jetzt kommst du aber in Fahrt! Dabei hast du mich doch auf was ganz anderes neugierig gemacht. – Ja, richtig. Der ausgeflippte Roman. Der erst einmal jede Menge Rätsel aufgibt. Ein Buch in einem halbtransparenten Umschlag mit dem roten Aufdruck «So einen seltsamen Roman haben Sie noch nie gelesen, glauben Sie mir.» Stimmt! Und darunter der Autorenname Seiko Ito. Der Titel auf dem Buchdeckel scheint schwach durch, er lautet: «Das Romanverbot ist nur zu begrüssen». Schon die Aufmachung ist reichlich geheimnisvoll. Und wenn man anfängt, reinzulesen, schreckt man fast zurück, so beklemmend ist die Situation, die man erst langsam erfasst.

Da sitzt jemand über zwölf Jahre in der Zelle unter schlimmsten Bedingungen, die wir allerdings nur andeutungsweise erfahren. Er ist ein Gefolterter, dem seine Stimme genommen wurde. Nun geben sie ihm endlich seinen Füllhalter und sein Notizbuch wieder, damit er – als braver Verleugner der Romankunst – für die Gefängniszeitschrift Essays schreiben kann. Aber schreibt er vielleicht doch nur für den Zensor?

Hört sich nicht gerade gemütlich an! – Ja, das ist für uns Leser harte Kost, und man fragt sich erst einmal, wie man daraus eine Geschichte entwickeln kann. Aber neugierig wird man schon. Zumal der Autor uns als Leser ernst nimmt und mit unserer Intelligenz und Leseerfahrung rechnet.

Ausserdem hat der Übersetzer ein kompaktes, sehr informatives Nachwort angehängt, um uns die eine oder andere Merkwürdigkeit zu erklären. Etwa die Schwärzung von Tabu-

wörtern im Text wie den Schriftzeichen für «Japan». Zudem hat sich der Schreiber, ein vormalig bekannter Schriftsteller, selber Schreibfesseln angelegt. Das ist so was von subversiv! Zumal der Vielbelesene, der nur auf sein Gedächtnis zurückgreifen kann, mit seinen Aufzeichnungen eine ziemlich ausgeklügelte Romantheorie anhand von Beispielen aus der modernen japanischen Literatur entwickelt, in der auch chinesische und europäische Werke eine Rolle spielen. Und daneben auch noch eine Medientheorie entfaltet, mit Wegmarken wie Martin Luther und dem Übergang von der Handschrift zum elektronischen Schreiben.

Eigenartig unterwürfiger Ton

Das hört sich jetzt aber ziemlich verkopft an. – Der Witz ist tatsächlich, dass der Schreiber in einem eigenartig unterwürfigen Ton – «Denn die Zeit des Unrechts und der Repression ist endlich vorbei» – und im stets präsent gehaltenen Wissen, dass seine Aufgabe die Verdammung des romanhaften Schreibens ist, um überhaupt noch weiterschreiben zu dürfen, genau das torpediert. Beispielsweise wenn er behauptet: «Die Unergründlichkeit des «Feldes» Roman. Es – er – ist anders. Anrühiger noch. Durchtriebener noch. Unverständlicher noch. Und dunkler.» Hat er damit etwa das «verabscheuungswürdige» Genre kritisiert oder nicht vielmehr auf fabelhafte Weise dessen Unerstlichkeit herausgestrichen?

Klar, dieses Buch fordert uns heraus, schon durch seine Konstruktion. Da schaut jemand aus der dystopischen Zukunft des Jahres 2036, einer von Kriegen bedrohten Welt mit verheerenden Umweltschäden, auf die Vergangenheit, das heisst unsere Gegenwart, die zwanziger Jahre des 21. Jahrhunderts. Und schreibt, ja, was denn? Metafiktion? Oder nicht doch eine raffinierte Gegenwartskritik in Romanform? Ein



Individuell + persönlich!
- Langjährige Erfahrung
- Rundum-Service

JAPAN+FERNST

Bei uns finden Sie:

- ✓ Einzel- und Gruppenreisen nach Mass
- ✓ Beratung mit fundierten Ideen, attraktive Lösungen und grosse Kompetenz
- ✓ Details und Qualität sind uns wichtig
- ✓ Gutes Partnernetzwerk
- ✓ Gute Kenntnisse für lokale Verhältnisse



Geschäftsreisen, Themenreisen, Verbands- oder Vereinsreisen, Incentive-Reisen, Jubiläumsreisen, Aktionsreisen, Erlebnisreisen, Sportreisen, usw.

Reisebüro Travel Services Agence de voyages

HARRY KOLB AG LTD SA

Seestrasse 70 · 8802 Kilchberg /ZH · Tel. +41 44 715 36 36

IATA SECURITY www.harrykolb.ch · info@harrykolb.ch

wenig «Aufzeichnungen aus dem Kellerloch» plus Montaigne, Kafka, Hemingway, Roussel.

Wer ist denn überhaupt dieser Autor? Schreibt er immer so düstere Texte? – Durchaus nicht! Seiko Ito, Musiker, Stückeschreiber, Entertainer, Schauspieler, ist ein in Japan schon seit Jahrzehnten etablierter und vielfach preisgekrönter Schriftsteller mit legendärer Kreativität. So hat er beispielsweise mit seinem Roman «Radio Imagination» zwei Jahre nach der Dreifachkatastrophe von Fukushima eine fantastische und tiefgründige Beschäftigung mit Tod und Leben vorgelegt. Und er ist ein bekannter Veranda-Botaniker, dessen Essays über das Leben der Pflanzen in witzige TV-Folgen umgegossen wurden. Ito teilt, fast kann man sich's schon denken, mit seiner Romanfigur das Geburtsjahr 1961, und sein Ich-Erzähler kommt auch auf einige dieser Werke zu sprechen. Manchen japanischen Lesern wurde angst und bange, als ihnen das klar wurde. Vor allem mit Blick auf den Ausgang der Story.

Sag mal, warum sollte ich mir diese Lektüre antun? Ich bin doch kein Masochist! – Tja, man muss sich schon für Literatur interessieren, um bei der Stange zu bleiben. Aber fest steht: Das ist grosse Kunst, sprachgewaltig übersetzt, und sie zeigt den Triumph über die Verhältnisse.

Ist «ausgeflipt» dann nicht das falsche Wort? – Der Autor hat ausgerechnet in einer weiteren Neuerscheinung aus diesem Sommer einen Auftritt, in Hiromi Itos Roman «Dornauszieher», einer völlig anderen Geschichte von einer Frau, die mitten im Leben steht und jede Menge Probleme zu schultern hat, das Ganze im ständigen Hin und Her zwischen Kalifornien und Japan, wo die Autorin eine berühmte Dichterin ist. Und im merkwürdigsten Kapitel des Romans trifft die Ich-Erzählerin den Veranda-Botaniker und kommt zu denkwürdigen Einsichten. Nenn es durchgeknallt, wild, schräg, skurril, cool oder abgefahren. Beide Bücher zeigen uns, was Literatur kann.

Irmela Hijiya-Kirschner ist Professorin für Japanologie an der Freien Universität Berlin.



Der Mythos Samurai

Judith Vitale

In Japan bevölkern Ochsenfrösche Flussufer und Reisfelder. Sie stehen auf der Liste der unerwünschten Arten. Es wird erzählt, dass sie 1853 mit den «Schwarzen Schiffen» des US-Kommodore Matthew C. Perry eingeschleppt wurden. Ihre nordamerikanische Herkunft stimmt. Allerdings wurden sie erst 1918 durch einen japanischen Biologen aus New Orleans eingeführt, der sie als proteinhaltige Nahrung für die rasant wachsende Bevölkerung vorsah. Die zeitlich falsche Verortung der Ochsenfrösche belegt, wie sehr die durch Kanonenbootpolitik erzwungene Öffnung des Landes Mitte des 19. Jahrhunderts noch heute das kollektive Gedächtnis in Japan prägt.

Wenige Wochen nach der Ankunft der «Schwarzen Schiffe» wälzt sich Ohashi Totsuan in seinem Krankenbett. Er ist einer von vielen verarmten Samurai. Am Rand von Edo (heute Tokio) hat er eine Schule eröffnet, wo er Schüler um sich sammelt, Samurai und Textilweber aus dem ländlichen Umland. Ohashi vergleicht seinen kränklichen Zustand mit der Verfasstheit des Landes, das durch die Ausländer erniedrigt wird. Da erinnert er sich an den Regenten und Krieger Hojo Tokimune, der im 13. Jahrhundert die Mongolen-Einfälle abwehrte, und widmet ihm ein Buch. Es ist ein unmissverständlicher Aufruf zur «Vertreibung der Barbaren». Totsuan wird 1862 verhaftet und stirbt im gleichen Jahr. Japan erlebt turbulente Zeiten; sie läuten das Ende einer fast sieben Jahrhunderte währenden Kriegerherrschaft ein.

Der «Grosse Frieden»

Aufs Reiten und Bogenschiessen spezialisierte Krieger verteidigten seit dem 8. Jahrhundert die Grenzen im Osten des Archipels. Ende des 12. Jahrhunderts, nach grossartigen Schlachten gegen Gegner am Kaiserhof, baute Minamoto no Yoritomo, einer dieser gefürchteten Krieger aus dem Osten, seinen Einfluss aus. Die Kriegerregierung war etabliert. Bis zum 15. und 16. Jahrhundert zerfiel die politische Einheit allmählich. Es kam zu blutigen Kriegen zwischen Territorialfürsten, sogenannten Daimyo. Ende des 16. Jahrhunderts gelang die Einigung des Landes durch den Feldherrn Tokugawa Ieyasu. In den folgenden gut 250 Jahren wahrten die Tokugawa-Shogune den «Grossen Frieden». Sie sahen sich als absolute Herrscher, der Kaiser bestätigte die Shogune, ursprünglich seine Generäle, nur noch pro forma im Amt. Er führte ein unscheinbares Leben in Kioto. Die rund 200 Daimyo mussten jedes zweite Jahr ihre Burgen in den Provinzen verlassen und in Edo dem Shogun ihre Aufwartung machen. Ihre Frauen und



Krieger als oberste Beschützer: Samurai.

Kinder lebten als ständige Geiseln in Edo. Heiraten und Adoptionen zwischen den Daimyo-Häusern garantierten die Reproduktion dieser patriarchalischen Herrschaftselite.

Die Tokugawa-Shogune führten eine Gliederung der Gesellschaft in vier Stände ein, die neokonfuzianische Moralvorstellungen sowie eine vom Krieg her gedachte Hierarchie spiegelten: Krieger als oberste Beschützer, Bauern als Nahrungslieferanten, Handwerker als Strassenbauer und Waffenschmiede und die «nutzlosen» Kaufleute. Erst mit der Einführung dieser Vier-Stände-Ordnung bürgerte sich der Begriff «Samurai» ein, um Zugehörige des Kriegerstandes zu bezeichnen – die substantivierte und lautveränderte Form des Verbs *saburahu*, «warten», «aufwarten» beziehungsweise «dienen», bezeichnete ursprünglich Palastdiener.

Samurai hoben sich von den unteren Schichten in mehrfacher Hinsicht ab: Sie trugen Familiennamen, waren keinen körperlichen



Strafen ausgesetzt, durften in den Städten beritten passieren und schlichte Seide tragen. Zeichen ihres Standes waren insbesondere die zwei an den Hüften gegurteten Schwerter.

Allerdings hatten die Samurai inzwischen das Schwert gegen den Pinsel eingetauscht: Während des «Grossen Friedens» wurden die ehe-

Männlichkeit, Tapferkeit und Gehorsam bis in den Tod wurden idealisiert und romantisiert.

mals gefürchteten Krieger zu Verwaltern. Ihr Alltag war geprägt von Studien, Hofzeremoniell und gesellschaftlicher Etikette. Sogar der Weg in den Tod war durch Vorschriften geprägt: Die Selbstentleibung (*seppuku*, auch bekannt als *harakiri*) – ehemals praktiziert in auswegloser Lage auf dem Schlachtfeld – wurde nur noch als privilegierte Strafe für hochrangige Samurai zugelassen. Kriegerwerte wie Männlichkeit,

Tapferkeit und Gehorsam bis in den Tod wurden idealisiert und romantisiert – das auf einer wahren Begebenheit aufgebaute Theaterstück der «47 Ronin» (47 herrenlose Samurai), die ihren Daimyo rächen und sich dann selbst töten, war gerade deshalb so beliebt.

Trotz einer kulturellen Blütezeit tat sich im 18. Jahrhundert eine Schere auf zwischen gesellschaftlichem Ansehen und wirtschaftlichem Einfluss. Samurai, die rund 8 Prozent der Bevölkerung stellten, waren abhängig von Stipendien, die sie vom Shogun oder von den Daimyo erhielten. Weil sie oft nicht ausreichten, sprangen reiche Kaufleute ein, die sich auf Kreditvergaben spezialisiert hatten. Die Ankunft der «Schwarzen Schiffe» brachte die labile Ordnung endgültig aus dem Gleichgewicht.

Die «Restauration» des Kaisers

1867/68 setzt eine radikale Gruppe von Samurai mit Waffengewalt einen Regimewechsel durch. Der Shogun dankt ab. Seine Burg und

die daran angrenzenden Residenzen der Daimyo verfallen in den folgenden Jahren zu Ruinen. 1889 zieht der Meiji-Kaiser von Kioto in seinen neuen Palast auf dem ehemaligen Burggelände, von wo aus er den Bewohnern der neuen Hauptstadt Tokio die Verfassung verkündet. Der Kaiser wird als Spitze einer konstitutionellen Monarchie bestätigt. Das im selben Jahr gefeierte 300-Jahr-Jubiläum der Gründung Edos durch den ersten Tokugawa-Shogun verkommt zu einem bescheidenen Akt.

Allerdings ändert sich wenig am sozialen Gefüge. Die Daimyo, die 1871 ihre Ländereien an den Kaiser «zurückgeben», bilden den neuen Hochadel, die High Society: Sie studieren im Ausland, werden Diplomaten und Investoren, spielen Tennis und stehen wohlthätigen Vereinen vor. Auch den Samurai, ihren ehemaligen Gefolgsleuten, wird ein gesonderter Rechtsstatus im Gegensatz zu den bürgerlichen und bäuerlichen Schichten zugesichert. Sie verfügen zwar über Netzwerke und Bildung, aber über kein gesichertes Einkommen. Vorwiegend bekleiden sie niedrige administrative Posten; namentlich die Polizei ist von ehemaligen Samurai besetzt.

Die Aufstände in den 1870er Jahren, verewigt im Hollywood-Streifen «The Last Samurai», vermögen nur eine Minderheit der ehemaligen Samurai zu begeistern. Gleichwohl lässt die Enttäuschung über ihre mit der Restauration kaum verbesserte Lage viele dieser Männer einer Nostalgie nach dem Ancien Régime und einem Konservatismus anhängen. Als Initianten von Kriegsdenkmälern, Herausgeber von Jugendbüchern und Vorsteher von Geschichtsvereinen verbreiten sie die militärischen Werte unter der Bevölkerung, die sie mit ihren Vorfahren verbinden.

Das «Hagakure», ursprünglich ein Sittenlehrbüchlein, um 1710 geschrieben, wird Ende des 19. Jahrhunderts zur beliebten Lektüre in der Armee aufgrund seiner angeblichen Glorifizierung des Todes. Auch im Westen wird der Ehrenkodex der Samurai durch Bücher, Reiseberichte und Fotografien bekannt gemacht. Der Vergleich mit dem englischen Rittertum – etwa im bekannten, 1899 auf Englisch publizierten Buch «Bushido: The Soul of Japan» von Nitobe Inazo – trägt zur Popularität bei. Der Mythos Samurai wird Teil des nationalen Selbstverständnisses. Die Samurai werden bis heute als Helden gefeiert im Film – grandios in Akira Kurosawas «Seven Samurai» und «Ran» –, in der Literatur, in Comics und Games. Nicht nur in Japan. Die Faszinationskraft der ruhmreichen Krieger ist weltweit ungebrochen.

Judith Vitale ist Japan-Historikerin an der Universität Zürich. Demnächst erscheint ihr Buch über Samurai und Kamikaze bei der Harvard University Press. Sie dankt Alban von Stockhausen vom Bernischen Historischen Museum für seine Unterstützung. Dort wird ab November 2021 die Ausstellung «Mythos Samurai» gezeigt.

Kultur der Perfektion

Im Leben der Japaner hat das Streben nach Exzellenz überragende Bedeutung. Das spiegelt sich in den Erfolgsgeschichten von Toyota und Sony sowie in der traditionellen Teezeremonie.

Florian Schwab

Apple-Gründer Steve Jobs war nicht nur ein grosser Japan-Freund. Er liess sich auch sehr konkret von Sony inspirieren. In den Produkten des japanischen Herstellers erkannte er die technische Einfachheit und Schönheit, die er auch mit Apple verwirklichen wollte. John Sculley, ein früher geschäftlicher Weggefährte von Jobs, versicherte in einem Interview: «Die Messlatte von Steve Jobs war damals Sony. Er wollte wie Sony sein. Er wollte nicht IBM sein. Er wollte nicht Microsoft sein. Er wollte Sony sein.»

In jedem Apple-Gerät steckt also auch ein bisschen japanische DNA. Ähnliches kann man über Porsche sagen. Das Unternehmen verdankt seinen Erfolg in den vergangenen zwanzig Jahren nämlich nicht nur der deutschen Ingenieurskunst, sondern auch einer japanischen Industriephilosophie.

Zu Beginn der 1990er Jahre steckte der Zuffenhausener Sportwagenhersteller in einer tiefen Krise und schrieb jährlich dreistellige Millionenverluste. 1992 übernahm Wendelin Wiedeking im zarten Alter von 41 Jahren die Geschicke des Unternehmens. Und der junge Firmenchef holte sich Inspiration aus Japan. Er heuerte Berater an, die bei Toyota an der Entwicklung des «Lean Manufacturing», also der schlanken Herstellungsprozesse, beteiligt gewesen waren.

Ersatz-Nationalmarke Subaru

Der Kern dieser Idee ist die Reduktion: weniger Laufwege für Mensch und Material, Beschränkung der Lager auf das Allernötigste, Kampf gegen alle Arten von Verschwendung, Eliminierung von Fehlerquellen. Symbolisch für diese Philosophie steht die von Toyota entwickelte Methode «Kanban». Es ist ein Verfahren, mit dem Industriebetriebe sicherstellen können, dass die benötigten Teile stets in der richtigen Zeit und Menge hergestellt werden. Das spart Ressourcen. «Toyota», sagte Wendelin Wiedeking später, «ist das Synonym für Konsequenz.»

Will man etwas über die japanische Kultur der Perfektion erfahren, dann fragt man

am besten die Automobilhersteller Nordamerikas. In den zwei bis drei Jahrzehnten nach dem Zweiten Weltkrieg waren diese etwas bequem und träge geworden. Das Prädikat «made in USA» versprach nicht unbedingt hohe Qualität. Der Schweizer Bob Lutz, der damals seine kometenhafte Managerkarriere bei amerikanischen Autofirmen begann, beschrieb den Zustand einmal als eine «gemütliche Welt profitabler Mittelmässigkeit».

In diese Welt stiessen japanische Hersteller wie Toyota, Suzuki oder Mazda vor. So brachial und konsequent, dass den amerikanischen

Wer gute Ideen hat, qualifiziert sich damit für einen Aufstieg auf der Karriereleiter.

Automanagern zunächst Hören und Sehen verging. Die japanischen Autoingenieure hatten zwar das sprichwörtliche Rad – in diesem Fall das Auto – nicht erfunden. Sie erreichten aber beim Thema Zuverlässigkeit und Robustheit solch überzeugende Ergebnisse, dass der Konkurrenz schwindelte.

Verkaufsfördernd wirkte auch die Tatsache, dass der Yen damals sehr schwach war und

japanische Autos daher fast konkurrenzlos günstig waren. Aber eben: Auch die Qualität stimmte. Mit ihren Autos eroberten die Japaner rasant Marktanteile im Westen. Auch in der Schweiz, wo sich Subaru in Ermangelung schweizerischer Hersteller zu so etwas wie einer Ersatz-Nationalmarke entwickelte.

Etwa gleichzeitig mit den Automobilherstellern machte auch die Elektronikindustrie Bekanntschaft mit einer Revolution, die aus Japan kam. Sowohl beim Transistorradio als auch beim Wohlstandssymbol der westlichen Nachkriegsjahrzehnte, dem Fernseher, tat sich besonders ein japanischer Hersteller hervor: Sony. 1979 erfand das Unternehmen den Walkman, der das Musikhören unterwegs ermöglichte und zum Begleiter einer ganzen Generation wurde. Zeitweise war Sony der Weltmarktführer für Heimelektronik und Sonys Position vergleichbar mit der heutigen Dominanz von Apple oder Google.

Von der Putzfrau bis zum Professor

Die Japaner sind zwar nicht unbedingt führend darin, bahnbrechende neue Dinge zu entwickeln. Die Musik-CD beispielsweise wurde von einem Amerikaner erfunden. Aber die Japaner sind exzellent darin, etwas Bestehendes zu vervollkommen. Sony brachte den ersten CD-Spieler zur Marktreife und dominierte das Geschäft jahrzehntelang.

Woher aber kommt dieser unbedingte Wille zur Exzellenz? In der japanischen Sprache bezeichnet die Nachsilbe *-dō* (Weg) die Art und Weise, etwas zu tun. Daran, dass sie überaus gebräuchlich ist, kann man ablesen, wie wichtig das gute und richtige Handeln in der japanischen Kultur ist. Das Streben nach Perfektion bei allen Verrichtungen – von der Putzfrau bis zum Professor – ist ebenso individuelles Anliegen wie kollektives Ziel des ganzen Landes.

Kaizen, das japanische Wort für «Verbesserung», steht heute für eine weltweit in Industriebetrieben angewandte Produktionsphilosophie. Ein wichtiges Element von





Erfolgsgeheimnis im Kleinformat: japanische Teezeremonie.

«Kaizen» ist bei Toyota beispielsweise der Briefkasten für Verbesserungsvorschläge. Jeder Mitarbeiter und jede Mitarbeiterin ist dazu aufgefordert, nach möglichen Verbesserungen Ausschau zu halten und diese schriftlich einzureichen. Das Management wiederum widmet der Analyse dieser Vorschläge viel Zeit und Energie. Wer gute Ideen hat, erhält zwar keine finanzielle Prämie, aber er qualifiziert sich damit für einen Aufstieg auf der Karriereleiter.

Im Westen ist der Fussabdruck der japanischen Philosophie vor allem in Industriebetrieben erkennbar. Viele von ihnen lassen sich von den Konzepten «Kanban» und «Kaizen» inspirieren. In den letzten Jahrzehnten hat sich aber auch die weltweit in zunehmend hoher Qualität gepflegte japanische Gastronomie zu einem Botschafter für die Perfektion ihres Herkunftslandes entwickelt.

Wenn beispielsweise japanischer Whisky heute oftmals teurer verkauft wird als jener von hochdekorierten schottischen Produzenten, dann liegt es eben auch daran, dass die Japaner die Herstellung perfektioniert haben. Die Wurzeln der japanischen Whiskyindustrie reichen in die 1920er Jahre zurück. Damals

entsandte eine Getränkefirma den Studenten Masataka Taketsuru nach Schottland, um das Handwerk zu erlernen. Nach seiner Rückkehr baute er die erste Destillerie auf – Ursprung des Erfolgs von heute erfolgreichen Whiskys wie Suntory, Yamazaki und Nikka.

Einfachheit über allem

Um ein «Itamae» zu werden, also ein Sushi-Meister, ist eine ungefähr zehnjährige Ausbildung erforderlich. Japanische Spitzenköche streben, wie ihre Ingenieurskollegen bei den Autoherstellern, nach Reduktion. Die Aromen sollen in ihrer pursten Form zur Gel-

Um ein «Itamae» zu werden, ein Sushi-Meister, ist eine zehnjährige Ausbildung erforderlich.

tung kommen. Für die Angehörigen anderer Kulturkreise ist es oftmals schwer verständlich, wie so viel Aufwand um des Weglassens willen betrieben werden kann.

Sowohl im Shintoismus als auch im Buddhismus, den beiden prägenden Religionen Japans, kommt der Einfachheit aber

eine herausragende Stellung zu. In ihrer schönsten und reinsten Form tritt die Kultur der Perfektion bei der traditionellen japanischen Teezeremonie (*cha-dō*, dem Tee-Weg) hervor. Der Gedanke, der dabei sowohl den Gastgeber als auch den Gast leitet, ist, dass man womöglich nur ein einziges Mal zu dieser speziellen Gelegenheit zusammenkommt.

Darum ist es wichtig, dass alles perfekt ist: von der Choreografie, die je nach Form zwischen einer knappen Stunde und mehreren Stunden dauern kann, über die zur Begleitung gereichten Speisen bis hin zum Tee. Ein kleines Säcklein japanischen Grüntees kann mehrere hundert Franken kosten – abhängig davon, wo und wie aufwendig dieser angebaut und geerntet wurde.

Die Zubereitung folgt einer strengen Rezeptur, bei der unter anderem die Temperatur entscheidend ist. Die Umgebung soll einfach und harmonisch sein, so dass sich die Beteiligten ganz auf das Ritual konzentrieren können. Zum guten Ton gehört auch, dass der Gast dem Gastgeber Komplimente macht für die erreichte Perfektion. Es ist also mehr als einfach eine Tasse Tee – es ist das japanische Erfolgsgeheimnis im Kleinformat.

Kunst

Manga als unscharfe Kategorie

Jaqueline Berndt

Flow – Erzählen im Manga. Museum Rietberg, 10. September bis 30. Januar.

«Manga», mittlerweile Bestandteil des globalen Wortschatzes, kann vieles bezeichnen: staatliches *nation branding*, aber auch transmediale Unterhaltung, einen modularen Illustrationsstil sowie die Aneignung von Figuren aus japanischen Zeichentrickfilmen und Videospielen in Fan-Fiction oder Cosplay. Buchhandlungen verwenden «Manga» neben «Comics» und «Graphic Novels» als eine Sammelbezeichnung für grafische Erzählungen.

Darunter fallen Taschenbücher, Hardcover-Ausgaben und schwere Luxusausgaben, vielbändige Serien und Einzelstücke. Bestseller mit Fantasy- und Action-Schwerpunkten wie «Fullmetal Alchemist», «One Piece» und «Demon Slayer» stehen neben romantischen Mädchencomics wie «Fruits Basket» sowie «Boys Love»-Geschichten wie «Loveless» oder «BL Metamorphosen». Es finden sich Auseinandersetzungen mit der Kriegsvorgeschichte wie «Barfuss durch Hiroshima» oder «In this Corner of the World» wie auch Arbeiten, deren Bildästhetik gar nicht «mangaesk» wirkt: zu detailliert die Hintergründe, zu klein die Augen, zu wenig Konventionalität, um andere Aktivitäten als das herkömmliche Lesen auszulösen.

Für Manga-Fans sind die Arbeiten eines Suehiro Maruo oder Yoshihiro Tatsumi keine «richtigen» Manga; Graphic-Novel-Afficionados stellen Jiro Taniguchi und Katsuhiro Otomo nicht unbedingt in eine Reihe mit Akira Toriyama, Autor von «Dragon Ball», oder Naoko Takeuchi, Zeichnerin von «Sailor Moon». Was also rechtfertigt die Vereinheitlichung als Manga? Dass man sie – wie im Japanischen – von rechts nach links liest? «Untypische» Manga wie Osamu Tezukas «Adolf» werden nach wie vor sorgfältig gespiegelt. Dass es sich um Übersetzungen aus dem Japanischen handelt? Als Manga firmieren auch Comics von koreanischen Zeichnern/-innen oder aber deutschsprachigen wie Ban Zarbo, Melanie Schober oder Christina Plaka.

Die Einheit in der Vielfalt wird gern kunsthistorisch begründet. Das beginnt mit den «Hokusai Manga» (1813–1878), einer Zusammenstellung von Bildvorlagen. Doch als das Wort «Manga» für diese zum Einsatz kam, meinte es noch nicht «lustige», sondern «diverse Zeichnungen», also eine Art Katalog, und bildliches Erzählen spielte keine Rolle, ganz im Unterschied zur zeitgleichen Unterhaltungsliteratur. Ähnlichkeiten zwischen damals und



Auseinandersetzung mit der Kriegsvorgeschichte: Verfilmung «In this Corner of the World» (2016).

heute zeigen sich aus der Rückschau vor allem im Gebrauch: in der Rolle von Tutorials für enthusiastische Laien.

Eine vormoderne Kunstform, die dem Manga nähersteht, ist die narrative Querrolle (*emaki*). Doch wo sich die traditionelle Bildergeschichte auf Vorwissen stützt, entfaltet sich die moderne grafische Erzählung primär bildlich, unter anderem im Rückgriff auf filmische Techniken.

Mediale Relevanz

Die Ausstellung «Flow – Erzählen im Manga», die ab 10. September im Museum Rietberg gezeigt wird, bietet Gelegenheit zu einem konkreten intermedialen Vergleich. Im Zentrum steht Christina Plakas analoge Manga-Adaption des

Einige Mangas erreichten schon 1970 Millionenauflagen und etablierten sich alltagskulturell.

Gedichtwettstreits der zwölf Tiere. Diese führt exemplarisch vor, was um 1970 in Japan zum Standard wurde: die Komposition der Doppelseite als grundlegender Einheit und die Bewegung des lesenden Blicks über sie, gelenkt durch das Arrangement von Panels unterschied-

licher Größe und Form, die Platzierung der Sprechblasen, die Figurengesichter und deren Ausrichtung. Dass der Bilderfluss und nicht das Einzelbild überwiegt, geht auch auf das Medium zurück, in dem zuerst veröffentlicht wurde: das Manga-Magazin. Als Publikationsformat haben es die Langserien des jugendlichen Mainstreams mit den alternativen Kurzgeschichten gemein. In den 1960er Jahren konzentrierten die großen Verlage die Manga-Produktion in Tokio und führten ein Businessmodell ein, das die landesweite Distribution spezialisierter Wochen- und Monatsmagazine sowie der entsprechenden Buchreihen garantierte. Einige Magazine erreichten schon 1970 Millionenauflagen. Damit etablierte sich die Erzählform Manga nicht nur kommerziell, sondern auch alltagskulturell. Doch mit der Digitalisierung hat die mediale Relevanz von Manga zugunsten von Animationsfilmen und Videospielen abgenommen.

Als 2020 der Manga-Absatz in Japan erstmals wieder das Niveau von 1995 erreichte, kamen 40 Prozent von Büchern und 50 Prozent von digitalen Comics, während der Anteil der Magazine von 60 auf 10 Prozent gesunken war. Angesichts von vertikal gescrollten «Webtoons» oder Social-Media-Blogs in Form von Comicstrips wird fraglich, was denn nun noch Manga sei.



Games

Protest auf der digitalen Insel

Marc Bodmer

Animal Crossing: New Horizon. Nintendo

Jööh. Das ist der erste Eindruck, den ich erhalte, als ich mich auf «Animal Crossing: New Horizon» (ACNH) umschaue. Auf den Inseln tummeln sich putzige Figürchen, die mal da, mal dort eine kleine Aufgabe zu erfüllen haben. Sie fischen, sammeln Käfer, hacken Holz und tauschen diese und andere Dinge gegen Nützliches. Mit den so ergatterten Materialien lässt sich auch die Spielfigur und ihre Umgebung gestalten.

Dieses *Crafting*, englisch für Basteln, war das Novum des im März 2020 erschienenen und über 36 Millionen Mal verkauften Videospiel-Hits von Nintendo. Wie in «Minecraft», dem erfolgreichsten Game aller Zeiten, ist hier das Erlebnis, etwas aufzubauen, zentral. Geschieht dies gemeinsam mit Familie und Freunden, ist die geteilte Freude bekanntlich doppelt so gross. In Zeiten der Pandemie wurden in

Japan Geburtstags- und Schulabschlussfeiern, ja selbst Hochzeiten in die putzige Welt von «Animal Crossing: New Horizons» verlegt.

Doch während die meisten Gamer – darunter viele Frauen – sich nette Gärtchen anlegen und an manchem Ringelpiez in ACNH teilnehmen, stellten andere Transparente auf. Zwischen virtuellen Blumenblüten war Weiss auf Schwarz zu lesen: «Free Hong Kong – Revolution Now». Daneben zwei Stabellen,

In Zeiten der Pandemie wurden Geburtstagsfeiern, selbst Hochzeiten, in die putzige Game-Welt verlegt.

auf denen die Porträts von Chinas Premierminister Xi Jinping und Carrie Lam, der linientreuen Bürgermeisterin von Hong Kong, zu sehen sind. Der Spielname des Gärtchenbesitzers: «Free Hong Kong». Dahinter steckte Joshua Wong, ein Aktivist aus Hong Kong, der in «Animal Crossing: New Horizons» auch Szenen nachstellte, in denen Xi Jinping und WHO-Chef Tedros Adhanom einem Begräbnis beiwohnen, wo auf einem Schild zu lesen ist: «Wuhan Pneumonie».

«Bitte keine Politik»

Doch nicht nur Pro-Demokratie-Proteste wurden in ACNH veranstaltet. Auf einer Insel trafen sich 2020 «Black Lives Matter»-Demonstrantinnen und -Aktivisten. «Ich lebte mit Menschen, die unter einer Immunschwäche litten», erklärt Gamerin Adelle gegenüber der Zeitung The Guardian. «Deshalb konnte ich an den richtigen Demonstrationen nicht teilnehmen. Aber da zu sein, mit anderen Spielern, die man nicht kennt, verbunden durch dieses gemeinsame Gefühl, war schon bewegend.»

Wenig Begeisterung lösten die Videogame-Proteste bei Hersteller Nintendo aus. Laut der Nachrichtenagentur Reuters wurde «Animal Crossing: New Horizons» aus dem Graumarkt in China zurückgezogen, auf dem geschätzte 1.5 Millionen Kopien des Games bereits verkauft worden waren. Ob die staatlichen Wachhunde bellten oder vorsichtige Online-Händler im vorausseilenden Gehorsam agierten, ist nicht bekannt.

Die politische Instrumentalisierung von Games sagt den wenigsten Produzenten zu. Am liebsten halten sie sich – wie manche Sportverbände auch – aus der Politik heraus und fokussieren sich aufs Geschäft. Doch die gestalterische Freiheit und die Online-Gemeinschaft kommen in Zeiten, in denen Proteste auf der Strasse lebensgefährlich sein können, einer Einladung für findige Geister gleich. Sie verlegen ihre Demos in den virtuellen Raum. Den Hype um «Animal Crossing: New Horizons» nutzten auch die Anhänger des heutigen US-Präsidenten Joe Biden: Sie verteilten

während des Wahlkampfs im Game Plakate und informierten Mitspieler über die laufende Kampagne.

«Animal Crossing: New Horizons»-Hersteller Nintendo blickt auf eine über 130-jährige Geschichte zurück. Einst stellte die älteste Game-Firma der Welt Spielkarten für das japanische Kartenspiel Hanafuda her. Dekade für Dekade hat sich das Unternehmen immer wieder neu erfunden und zu einer innovativen Kraft im Videogame-Business entwickelt. Nintendo zählt zu den Top 10 der grössten Firmen Japans. Mit ihrer Hybrid-Konsole Switch – sie ist sowohl portabel als auch an einen Monitor anschliessbar – hat der Konzern wieder einen Bestseller gelandet. Die Switch ist die meistverkaufte Konsole der aktuellen Generation und Heimat von «Animal Crossing».

Die Schattenseite dieser Popularität ist, dass Games, die sich längst zu sozialen Netzwerken mit einem gemeinsamen spielerischen Nenner entwickelt haben, als Kommunikationskanal für verschiedenste Inhalte benutzt werden. Im November 2020 sah sich Nintendo deshalb zu einem Statement genötigt. Darin forderte die Firma unter anderem, das Game nicht als Marketingplattform für Produkte zu missbrauchen und: «Bitte bringt keine Politik ins Spiel.» Wer sich nicht an diese Regeln hält, wird abgemahnt oder gesperrt.

Mehr Freude dürfte bei Nintendo die Aktion der Fondation Beyeler ausgelöst haben. Während die Museen in der Schweiz wegen der Pandemie geschlossen waren, entstand im Kunstvermittlungsprojekt Art Lab der Stiftung die Idee, das Museum online zu öffnen. So konnten «Animal Crossing: New Horizons»-Spieler in der digitalen Rekonstruktion von Renzo Pianos ikonischem Bau legendäre Klassiker der Sammlung Beyeler wie Rodins Denker und Kunstwerke von Claude Monet oder Piet Mondrian bewundern.



Kino

Tokios Monster-Kiste

Wolfram Knorr

Das Kino lag noch in den Windeln, da reizte es bereits einen Spanier, Jules Vernes «Voyage au centre de la terre» zu verfilmen. Die seltsamen Botschaften des altisländischen Alchimisten und Protagonisten Arne Saknussemm, die von einer Wunderwelt im Inneren des Globus künden, forderten den exzentrischen Regisseur Segundo de Chomón heraus, das Fantastische zum Leuchten zu bringen (1909). Er wusste, die ideale Traummaschine für die Realisierung der im Tiefsten schlummernden Vorstellungen und Bedürfnisse kann nur das wundersame Medium Kino sein. Und so holte er sie aus dem tiefsten Inneren der Erde, diese haarigen und zotteligen, schuppigen und schleimigen, gepanzerten und geflügelten riesigen Drachen, Lemuren und anderen Bestien. Sie waren ja sowieso schon immer das Lieblingsmotiv des Märchens, der Inbegriff zerstörerischer Gewalten, Symbol für tiefsitzende menschliche Ängste.

Enormer Einfluss auf Hollywood

1933 traf das Abendland mit «King Kong» in den Tiefen des Dschungels auf sein koloniales Angstbild, Anfang der 1950er Jahre wird Nippon von seinen Ängsten heimgesucht. Der Japaner Ishiro Honda (1911–1993) schuf mit seinem Trick-Spezialisten Tsuburaya Eiji ein Giga-Monster, das an Grösse Kingkong übertraf: Godzilla. Honda, der als Assistent bei Akira Kurosawa anfang, für das Studio Toho Kriegsfilm und Dok-Film drehte, inspirierte ein rätselhaftes Fischsterben vor einer Insel zur Kreation

Je wilder und aggressiver die Mutanten, desto stärker entwickelte sich Godzilla zum Freund Japans.

des Echsengiganten: das Riesenhafte als Symbol für etwas, das der Mensch nicht in den Griff bekommt, besonders das Atombombentrauma der Japaner. Als Godzilla 1954 erstmals über die Leinwand tobte, erwartete niemand den Hype, den er auslöste. Er wurde ein Riesenhit, zur Pop-Ikone und brachte es auf über dreissig Abenteuer.

Hondas Absicht war ehrenwert. Er wollte seinen Landsleuten einen Spiegel vorhalten: Vor der Insel Odo geschieht Mysteriöses; Fischer verschwinden, von einem Ungeheuer wird geraunt. Atombombenversuche haben nicht nur den Fischbestand ausgerottet, sondern auch ein Schuppen-Monster, das bislang in den tiefsten Tiefen des Meeres und von Fischen lebte, aufgescheucht. Es sucht Nahrung, aus Not greift es sich Menschen. Der Wissenschaftler Yama-

ne nimmt sich des Falles an, findet radioaktive Fussabdrücke von Godzilla und versucht, verblichlich, das Militär an seiner Vernichtungswut zu hindern. Er will lieber erforschen, warum Godzilla das Atom ohne Schaden absorbieren kann. Hondas Film wurde hierzulande pikiert aufgenommen. Das «Lexikon des internationalen Films» schrieb: «Das japanische Atombombentrauma» finde «auf sehr triviale Weise seinen Ausdruck.»

Die Trick-Technik mag aus heutiger Sicht ulkig wirken, statt Augsburger Puppenkiste Tokios Monsterkiste. Um die Kosten (eine Million Dollar, was sehr viel war) nicht ausufern zu lassen, verzichtete Honda auf die Stop-Motion-Technik und griff auf Tsuburayas Suitmation-Methode



Symbol für tiefsitzende Ängste:
«Godzilla: King of the Monsters».

zurück: einen Schauspieler ins Godzilla-Kostüm stecken und durch die Miniaturkulissen stapfen lassen. Es triumphierte trotzdem die Zauberkraft des Films. George Lucas griff das Verfahren für seine ersten «Star Wars»-Filme auf. Überhaupt war Hondas Einfluss auf Hollywood enorm (bis zu Quentin Tarantino).

Nach «Godzilla» folgte unvermeidlich «Godzillas Return» und löste einen «daikaiju eiga»-Boom (Riesenmonster-Filme) aus, der die Leinwand in ein gargantueskes Bestiarium verwandelte. Nach dem permissiven Prinzip musste Godzilla «ausgebaut» werden, um die Neugierde des Publikums (und den Kassenerfolg) zu steigern. So kam ein bizarres Ungetüm nach dem anderen aus immer schauerlicheren Ecken, Bergwerken, Schächten hervorgekrochen, traf auf alte Bekannte und prügelte sich mit ihnen. Je wilder und aggressiver die Mutanten, desto stärker entwickelte sich Godzilla zum Freund und Verteidiger Japans. Unvergessen die Schlachten zwischen der Riesenechse und der Riesenschildkröte Gamera («Godzilla und die Urwelt-raupen», 1964) oder Mothra («Mothra bedroht die Welt», 1961), der Riesenmotte. Beiden wurden wiederum eigene Filmreihen gewidmet.

Hondas Einfallsreichtum war grenzenlos. Das Böse kam auch mal aus dem All («Die Welt-raumbestien», 1957), oder man liess Godzilla auf Konkurrenten wie Kingkong und Konga und Frankenstein los (nur in West-Versionen hiess er so). Alles wurde durchgespielt, nichts ausgelassen. Die Filme haben längst Kultstatus und die Echse einen Stern auf dem Hollywood Walk of Fame. Die Traumfabrik hat sie wiederentdeckt («Godzilla vs. Kong»), Japan auch. Und jedem, der das Genre liebt, sei der Japan-Film «Shin Godzilla» auf Amazon empfohlen und nicht die kleingeistige Ami-Version. «Shin Godzilla» knüpft an den Klassiker an.

Kunst

Literatur als Inspiration

Khanh Trinh

Liebe, Kriege, Festlichkeiten: Facetten der narrativen Kunst aus Japan. Museum Rietberg, Zürich. Ab 10. September 2021

Welche Kultur kennt sie nicht, diese Erzählungen von romantischen Begegnungen und von unerfüllter Liebe, von Superhelden, die das Böse – ob Menschen oder Dämonen – bezwingen, von moralisierenden Tieren und unheilstiftenden Monstern? Auch deren bildliche Darstellungen gehören zum festen Bestandteil der Weltkunst. Doch selten spielen Malerei und Kunsthandwerk, die sich auf literarische Texte beziehen, eine so wichtige Rolle in der



Geistreiche Adaptionen: Farbholzschnitt von Utagawa Kuniyoshi (1797–1861).

künstlerischen Tradition und im Alltagsleben wie in Japan.

Bereits im frühen 8. Jahrhundert fertigte man in Japan illuminierte Querrollen zu religiösen Schriften an, die aus China eingeführt wurden. Mit dem Aufblühen der höfischen Literatur im 11. Jahrhundert entwickelte sich die säkulare narrative Malerei als eine der wichtigsten Gattungen der bildenden Kunst. So beschreibt die

Literarische Werke inspirierten nicht nur Maler, sondern beflügelten auch Handwerksmeister.

Hofdame Murasaki Shikibu in ihrem um 1009 vervollständigten Roman «Die Geschichte vom Prinzen Genji», wie die Herstellung und Betrachtung von illuminierten Querrollen zu den beliebtesten Zeitvertreibern des damaligen Hofadels zählten. Das besondere Format dieser horizontalen, bis zwanzig Meter langen Bildrollen (*emaki*) ermöglichte es, eine kontinuierliche zeitliche Entwicklung durch die Kombination narrativer Texte mit Illuminationen darzustellen. Nicht selten werden *emaki* daher mit dem modernen Film verglichen.

Vornehm-dezente Bildsprache

Mit der Zeit kamen andere Materialien hinzu: «Bilder von Erzählungen» finden sich nun auf panoramaartigen Stellschirmen, auf Hänge rollen und Fächern sowie in gefalteten und gebundenen Büchern, die in einzelnen oder mehreren fortlaufenden Bildsequenzen eine oder mehrere Episoden einer Erzählung abbilden. Die literarischen Werke – karmische Ursprünge von Kultstätten, Hagiografien bedeutender Persönlichkeiten, Liebesromane, Kriegsepen, Volks-

märchen – inspirierten nicht nur Maler unterschiedlicher Stilrichtungen, sondern beflügelten auch die Fantasie von Handwerksmeistern. Diese übertrugen die zuerst in der Malerei etablierten Sujets in die Dekormotive für Keramik, Metallzierat und andere, von gehobenen Gesellschaftsschichten benutzte Alltagsobjekte wie Lackgegenstände oder Seidengewänder.

Mit der Einführung der Drucktechnik mit beweglichen Lettern am Ende des 16. Jahrhunderts wurde das Wissen und der Besitz von kanonischen Texten und deren Bildwelten auch der breiten Bevölkerung zugänglich. Für die hedonistischen Bewohner grosser Metropolen wie Edo (heute Tokio), Kioto und Osaka wurden geistreiche Adaptionen im Medium des Farbholzschnitts geschaffen, die die erlesene Hochkultur der ursprünglichen Erzählungen in die



Populärkultur übersetzten. Dabei wich die vornehm-dezente Bildsprache nicht selten beissender Kritik oder derbem Humor.

Mit «Liebe, Kriege, Festlichkeiten» präsentiert das Museum Rietberg nicht nur eine Ausstellung über das Bild in der Erzählung, sondern beleuchtet auch die Kunst des Erzählens im Bild. Die über hundert Kunstwerke aus dem 13. bis 20. Jahrhundert – allesamt aus europäischen Sammlungen und zahlreiche zum ersten Mal ausgestellt – bieten einerseits einen umfassenden Überblick über den reichen literarischen Fundus, aus dem Generationen von Malern und Handwerksleuten ihre Inspiration schöpften. Einfallsreich und mit grosser technischer Versiertheit adaptierten sie dieselben Geschichten für die unterschiedlichsten Medien und passten sich mit ihren visuellen Interpretationen ihrer Zeit und dem jeweiligen sozioökonomischen Hintergrund ihres Publikums an.

Andererseits bezeugen die exquisiten Exponate, dass narrative Darstellungen nicht bloss Verbildlichungen einer Geschichte sind. Sie erfüllen eine Vielzahl von Funktionen: Sie bieten ästhetischen Genuss, unterstützen visuell die Unterweisung zum korrekten moralischen Verhalten, dienen als Eselsbrücken beim Memorieren der klassischen Literatur, überbringen gute Wünsche für eine glückliche Ehe, postulieren Autoritätsansprüche oder dienen als versteckte Protestbekundungen gegen eine ungerechte Regierung. Aus dieser stilistischen, materialen und thematischen Vielfalt narrativer Kunst aus Japan speist sich unsere anhaltende Faszination für diese kreative Bildtradition, die Geschichten über Kabale und Liebe, Schuld und Sühne, Devotion und Obsession erzählt.

Khanh Trinh ist Kuratorin für japanische und koreanische Kunst am Museum Rietberg in Zürich.

Im Landeanflug

Wie hat sich Japan in den letzten Jahrzehnten verändert? Wo liegen die gesellschaftlichen Stärken und Schwächen? Wie geht das Land mit dem Gender-Thema um?

David Chiavacci

Lange galt Japan als Inbegriff von Wirtschaftswachstum und Innovationskraft, das wie ein Tsunami viele westliche Industrien zu überrollen drohte. Dieses Image hat sich nicht nur bei uns, sondern gerade auch in Japan selbst grundlegend geändert. Gemeinsames Wachstum galt früher als das japanische Erfolgsmodell, in welchem Fleiss und Einsatzwille der Bevölkerung mit Kaufkraftzunahme und sozialem Aufstieg durch die Eliten vergolten wurde. Lebte die Mehrheit der japanischen Familien in den 1950er Jahren in sehr bescheidenen, aus heutiger Sicht ärmlichen Verhältnissen, so wurden sie innert weniger Jahre in eine Welt des Massenkonsums und Wohlstandes katapultiert.

Das Platzen der Spekulationsblasen 1990 markierte jedoch das jähe Ende des japanischen Höhenflugs. Es folgten drei Dekaden wirtschaftlicher Stagnation, die in Japan «verlorene Jahrzehnte» genannt werden. Man wurde von den USA abgehängt und von China locker überholt. Selbst in den Hochtechnologie-sektoren verloren einheimische Firmen zunehmend Marktanteile an die südkoreanische und taiwanische Konkurrenz. Die öffentliche Diskussion der letzten Jahre ist neben diesem wirtschaftlichen Bedeutungsverlust jedoch durch drei weitere Entwicklungen geprägt, welche die Krisen-debatte verstärkt haben.

Demografische Revolution

Als Erstes ist der demografische Wandel zu nennen. Alle fortgeschrittenen Industrieländer weisen einen Alterungsprozess und Geburtenraten unter Reproduktionsniveau auf, was in absehbarer Zukunft zu einem Bevölkerungsschwund führt. Im Falle von Japan muss aber von einer demografischen Revolution in einem atemberaubenden Tempo gesprochen werden. Hatte es noch 1990 im Vergleich zu westlichen Industrieländern eine sehr junge Bevölkerung mit dem geringsten Anteil von über 65-Jährigen, so hat es sich innert fünfzehn Jahren bis 2005 in die älteste Gesellschaft weltweit transformiert. Und als ob dies nicht schon ein genug grosser Schock wäre, wird sich dieser demo-

grafische Strukturwandel in der Zukunft aufgrund einer tiefen Fertilitätsrate von etwa 1,4 Kindern pro Frau noch weiter beschleunigen. Die Gesamtbevölkerung schrumpft bereits heute und soll vom Höchststand 2010 mit 128 Millionen bis 2040 auf 110 Millionen und bis 2060 auf unter 90 Millionen sinken. Der Anteil der Betagten soll vor Ende der 2030er Jahre auf einen Drittel und in den 2060er Jahren auf über 40 Prozent anwachsen. Angesichts dieser «Bevölkerungsimplosion» und «Überalterung», wie sie in der Debatte in Japan bezeichnet werden, fragen sich viele in Japan,

Man orientiert sich nicht mehr so stark am Wachstum und fokussiert eher auf das private Glück.

ob der wirtschaftliche Wachstumseinbruch nicht eine unabwendbare Konsequenz eines zunehmend alten und müden Japans ist.

Auf der positiven Seite ist jedoch festzuhalten, dass die Alterung bisher gut aufgefangen werden konnte. Zwar sind die Ausgaben in der Gesundheitsversorgung und im Sozialbereich stark angewachsen und heute über dem OECD-Durchschnitt, aber die Systeme funktionieren weiterhin sehr gut. Mit

der Einführung einer Pflegeversicherung und dem Ausbau des freiwilligen Engagements in der Altersbetreuung ist es gelungen, die Kosten einigermaßen unter Kontrolle zu halten. Japan als demografischer Vorreiter beweist, dass die Katastrophenszenarien zum demografischen Wandel, welche gerne auch bei uns heraufbeschworen werden, nicht Realität werden müssen.

Traditionelles Rollenverständnis

Ein zweites Thema ist das soziale Auseinanderdriften der Gesellschaft. Im Zuge der wirtschaftlichen Expansion etablierte sich eine Eigenwahrnehmung als generelle Mittelschichtsgesellschaft, in der alle vom gemeinsamen Wachstum profitieren. Die wirtschaftliche Stagnation hat jedoch das Selbstbild grundlegend geändert. Japan gilt heute als eine «Gesellschaft der Kluft», in der sich die soziale Schere zunehmend öffnet und ein wachsender Teil der Bevölkerung an den Rand gedrängt wird. Umfragen zeigen, dass die Bevölkerung bis in die gutausgebildeten Mittelschichten durch Abstiegsängste geprägt ist.

Interessanterweise legen jedoch empirische Studien nahe, dass sich im Gegensatz zu diesem neuen Modell die Ungleichheit in den letzten Dekaden nicht grundlegend verändert hat. Auch während der schnellen Industrialisierung bestanden weiterhin signifikante Differenzen zwischen den sozialen Schichten, so dass das vormalige Bild der generellen Mittelschichtsgesellschaft nie eine zutreffende Beschreibung war.

Aufgrund der ökonomischen Stagnation und Alterung sind die Ränder der Gesellschaft in Form von instabilen Beschäftigungsformen oder Altersarmut etwas angewachsen. Jedoch sind die Sozialstrukturen insgesamt sehr stabil geblieben. Japans Gesellschaft zeichnet sich gerade im Vergleich zu den USA oder Grossbritannien weiterhin durch eine umfassende soziale Integration mit relativ wenigen Randständigen aus. Der Diskurs einer «Gesellschaft der Kluft» ist jedoch zum dominanten Modell geworden, weil die Kaufkraftzunahme und der





Das Krisengefühl hat sich abgeschwächt.

soziale Aufstieg zu einem plötzlichen Ende gekommen sind. Seit den späten 1990er Jahren stagnieren die Löhne, und die obere Mittelschicht wächst nicht mehr. Das Alltagsleben der Bevölkerung ist von einem gemeinsamen, scheinbar unbegrenzten Wachstum in einen allgemeinen Stillstand verwandelt worden. Hatte man sich früher selbstbewusst nach oben in Richtung sozialen Aufstieg orientiert, so schielen heute grosse Teile des Mittelstandes voller Angst nach unten zu den Unterschichten und befürchten, von einem Abstiegsog erfasst zu werden.

Auffällig an der Debatte zur sozialen Ungleichheit ist, dass die Differenzen zwischen Männern und Frauen kaum ein Thema sind. Gerade bei den Genderrollen zeichnet sich Japan im Vergleich zu Industriegesellschaften durch sehr grosse Unterschiede und ein sehr traditionelles Rollenverständnis mit Männern

als Hauptnährern der Familie und Frauen als Müttern und Hausfrauen aus. Es gibt zwar auch in Japan Stimmen, welche eine stärkere Gender-Egalität fordern. Diesen ist es jedoch nicht gelungen, die Gender-Dimension in den intensiv geführten Diskussionen zur sozialen Ungleichheit als zentrales Thema zu etablieren.

Das Auseinanderdriften von Stadt und Land ist das dritte Thema der letzten Jahre. Wie die Schweiz zeichnet sich auch Japan durch ein politisches System aus, in welchem ländliche Wählerstimmen einen stärkeren Einfluss auf die Zusammensetzung des Parlaments haben und die Hochburgen des konservativen Establishments darstellen. Dadurch hat sich eine politische Ökonomie herausgebildet, in der über Steuern nicht primär ein Ausgleich zwischen den sozialen Schichten erfolgt, sondern über staatliche Ausgaben vor allem der ländliche Raum gestützt wird. Trotz dieser

Mechanismen driften die Entwicklung des urbanen und ruralen Japans jedoch zunehmend auseinander. Während in den Metropolregionen und vor allem in Tokio die Wirtschaft weiterhin wächst, verzeichnen ländliche Regionen ein Schrumpfen ihrer Wirtschaftskraft. Gerade die Einkommen vieler Haushalte in den Dörfern und Kleinstädten haben nicht nur stagniert, sondern sind zurückgegangen. Auch die Alterung und Abnahme der Bevölkerung ist bisher primär ein ländliches Phänomen, was von der Schliessung von Schulen und dem Niedergang von lokalen Läden begleitet wird. Eine Studie aus dem Jahre 2014, welche eine riesige Resonanz in Politik und Öffentlichkeit gefunden hat, sprach vom bevorstehenden «Aussterben des ländlichen Japans».

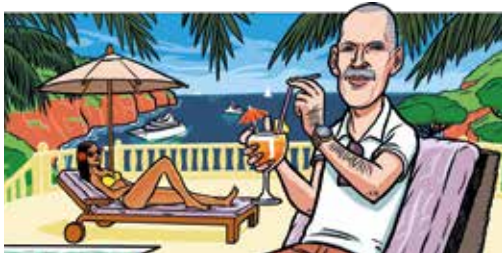
Umdenken nach Fukushima

Einen kleinen Lichtblick stellen ländliche Gemeinden dar, denen es in den letzten Jahren gelungen ist, wieder junge Leute und Familien anzuziehen. Während der Corona-Pandemie haben in der ersten Hälfte 2020 zum ersten Mal seit Jahrzehnten mehr Leute Tokio verlassen als zugezogen sind. Es wird sich zeigen müssen, ob diese Einzelbeispiele Schule machen und ob Corona eine Trendumkehr darstellen könnte. Jeder, der den Grossraum Tokio bereist hat, weiss, was echter Dichtestress ist. Ein Bevölkerungsrückgang, verbunden mit einer Rückwanderung aufs Land, könnte in Japan die Lebensqualität nachhaltig verbessern.

Nicht nur ein ökonomischer Bedeutungsverlust, sondern auch der skizzierte Wandel und damit verbundene Debatten kennzeichnen das heutige Japan. Die Bevölkerung altert und schrumpft, der Lohn und die Kaufkraft wachsen nicht mehr, und die ländlichen Regionen entvölkern sich. Umfragen zeigen jedoch, dass sich in den letzten Jahren das Krisengefühl abgeschwächt und die Lebenszufriedenheit wieder zugenommen hat. Man orientiert sich nicht mehr im gleichen Ausmass am Wachstum und fokussiert stärker auf das private Glück jenseits von Arbeit und Karriere. Die Atomkatastrophe von Fukushima hat bei vielen zu einem Umdenken geführt. Eine Entwicklung jenseits einer Wachstumsorientierung und der damit verbundenen Technikabhängigkeit erscheint heute vielen durchaus ein sinnvoller Pfad. Das gegenwärtige Lebensgefühl in Japan ist wie in einem Flugzeug im Landeanflug. Es ist sehr bequem im Flugzeug, und viele haben sich an den Sinkflug gewöhnt. Da man aber das erste Land ist, dass zur Landung ansetzt, ist man weiterhin auch verunsichert. Wird es eine sanfte Landung sein, oder könnte es schlimmstenfalls in einem Crash enden?

David Chiavacci ist Professor für sozialwissenschaftliche Japanologie und Vorsteher des Asien-Orient-Institut der Universität Zürich.

LEBEN HEUTE



WUNDERBARE WELT

Kein Haus am Meer mehr

Mark van Huisseling

Die Euro 2020 ist *old news*, das Wetter endlich sommerlich warm (hoffentlich) – worüber also spricht man zurzeit? Ihr Kolumnist nimmt an, seine Leserinnen sowie Leser weilten in den Ferien, was bedeutet: über Immobilien, besonders über die Preise.

Ist das eine wunderbare Welt? Kann sein, kann aber auch nicht sein. Mit anderen Worten: Himmel und Hölle liegen nahe beieinander, wenn's um Kauf, Verkauf, Unterhalt oder Nutzung von Häusern sowie Wohnungen geht.

Ein Zweitwohnsitz am Meer ist für viele ein Lebenstraum; man verwendet darum den Begriff vom Luxusgut. Kümmern wir uns zuerst ums Ersthaus – dieses zu besitzen, sei ebenfalls für immer mehr Menschen in der Schweiz nicht länger möglich, liest man. Mit «Wohneigentum für fast alle unerreichbar» war ein kürzlicher Bericht im *Tages-Anzeiger* überschrieben. Für den Mittelstand und Familien würden Einfamilienhäuser und Eigentumswohnungen zunehmend unerschwinglich. So haben sich Eigentumswohnungen und Einfamilienhäuser preismässig in den vergangenen zwanzig Jahren fast verdoppelt, im Corona-Jahr 2020 stiegen die Preise im Vergleich zu 2019 um 5,4 (Häuser) respektive 5,1 Prozent (Wohnungen).

Okay, einverstanden, ein hübscher Zuwachs. Wenn auch kein herausragender, verglichen mit anderen Anlageklassen, nur zum Sagen – Schweizer Aktien beispielsweise legten im langjährigen Schnitt zirka 7 Prozent per annum zu. Dennoch, MvH ist *all for* Wohneigentum.

Immobilien sind die einzige einigermaßen sichere Investition, bei der auch kleine Fische, Pardon: Privat- oder Retailanleger, einen Hebel in der Hand halten. Der Grossteil der Anlage-

kosten kommt von der Bank, falls sie einem einen Hypothekarkredit gewährt; den allfälligen Gewinn hingegen behält der Wohneigentümer vollumfänglich für sich (minus Steuern, falls keine Ersatzbeschaffung).

Jetzt kommt die Geschichte von der Anzahlung (20 Prozent) plus Tragbarkeit (kalkulatorischer Zinssatz 5 Prozent, darf höchstens ein Drittel des Einkommens betragen), ich weiss. Aber – *you can do it, too* (Copyright: Michael Bloomberg, als ihn ein Besucher fragte, wie er Milliardär wurde). Sie schaffen das auch, lassen Sie's sich von mir, einem hauptberuflich unterbezahlten freien Journalisten und Autor, sagen. Es muss ja nicht die Villa mit Fernsicht sein. Steigen Sie bescheiden ein: 3,5 Zimmer irgendwo, 500 000 Franken oder ähnlich günstig, Hauptsache verkehrstechnisch gut erschlossen sowie nicht super laut – und setzen Sie so einen Fuss auf die unterste Sprosse der Leiter nach oben. Sollte Ihnen die Immobilie mal verleiden, vermieten Sie sie, bis der Verkaufspreis stimmt, das geht auch.

Nun der Haftungsausschluss: Die Vergangenheit lässt keine belastbare Aussage über die Zukunft zu. Trotzdem: Gratuliere, Sie sind jetzt Wohneigentümer und somit auf dem Weg zu Wohlstand.

Was ist Ihr nächstes Ziel? Ach ja, das Zweithaus an dem magischen Ort, in dem Sie gerade Ferien verbringen. Ich sehe. Und teile eine harte Erfahrung, die ich schon gemacht habe, mit: Erhalten Sie sich die Magie, mieten Sie das Ferienhaus oder die -wohnung weiter.

Ich teile eine Erfahrung, die ich schon gemacht habe, mit: Erhalten Sie sich die Magie, mieten Sie weiter.

Jedenfalls so lange Sie rechnen müssen, nicht wirtschaftlich unabhängig sind und den Zweitwohnsitz bloss nutzen können, wenn es Ihr berufliches oder familiäres Leben zulässt (also wenn's am teuersten ist und alle hinfahren).

Es ist vergleichbar mit den Gefühlen, die Bootsbesitzer erleben: Der zweitschönste Tag im Leben ist der, an dem man den Kaufvertrag unterschreibt, sagt man. Und der schönste der, an dem man das Ding wieder verkauft. Ging mir auch so mit meinem kleinen Haus auf Ibiza, Ihnen kann ich's ja erzählen (Freunde, die noch nicht verkauft haben, wollen es nicht hören).

Mikro-, Makrolage, Timing . . . Ich machte fast alles richtig. Fast? Ja, der Euro verlor in den acht Jahren, in denen ich Ferienhausbesitzer war, zirka 12 Prozent gegenüber dem Franken. So wurde aus dem Gewinn eine rote Null.

«Aber du hast nicht bloss Kosten, sondern auch die Nutzung gehabt», sagen die erwähnten Freunde. Stimmt. Und ich habe sie genossen. Zum Glück, denn ich bezahlte dafür, auf den Tag runtergerechnet, gleich viel, wie wenn ich jeweils im *most stylish* Boutiquehotel oder in einer super Ferienimmobilie zur Miete gewohnt hätte.



UNTEN DURCH

Die ideale Freundin

Linus Reichlin

Ich werde mir jetzt endgültig eine Frau suchen, denn «A Man Needs a Maid», wie Neil Young gesungen hat, in einem seiner deprimierendsten, hoffnungslosesten Songs. Es könnte zwar sein, dass er «Haushälterin» gemeint hat, denn so lässt sich «Maid» auch übersetzen. Mir soll's recht sein, wenn die Frau auch putzt und einkauft, das wäre für mich kein Grund, sie nicht zu lieben. Ich wäre auch für eine Fifty-fifty-Regelung zu haben: Sie putzt, ich bezahle das Netflix-Abo. Nein, Spass beiseite: Ich sehne mich nach einer Beziehung auf Augenhöhe. Wenn ich meine italienischen Schuhe trage, sollte das kein Problem sein, es sei denn, die Frau besteht darauf, dass ich beim gemeinsamen Duschen die Schuhe ausziehe. Italienische Männerschuhe – dies nur nebenbei gesagt – machen den Mann heimlich ein paar Zentimeter grösser, dafür sorgen versteckte Erhöhungen im Fersenteil. Diese Schuhe sind eine Reaktion auf das durch Umweltgifte verursachte übertriebene Körperwachstum mo-

derner Frauen. Noch vor fünfzig Jahren waren Frauen konsequent kleiner als Männer. Doch dann lasen sie in den Modezeitschriften, dass sie Beziehungen auf Augenhöhe haben sollten, und um dieses Ziel zu erreichen, begannen sie, Umweltgifte in sich hineinzustopfen.

Als ich mich bei der Partnersuchplattform Parship anmeldete, musste ich die Frage nach meiner Körpergrösse beantworten. Es war natürlich eine Fangfrage, denn diejenigen, die diesen Fragebogen ausgearbeitet haben, kennen ja die Problematik, dass die jungen Frauen heutzutage alle zu gross sind. Also habe ich eine Zahl ins Formularfeld geschrieben, die nur stimmt, wenn ich meine italienischen Schuhe trage. Aber ich mache mir da wohl unnötige Sorgen. Die Haushälterin, die mich liebt, wird mich auch akzeptieren, wenn sie unter der Dusche auf mich hinunterblickt. Wie man sieht, ist mir gemeinsames Duschen sehr wichtig. Es gibt für mich nichts Schöneres, als wenn ich mich vergewissern kann, dass die Frau auch wirklich sauber ist.

Moderne Frauen bekleiden ja meistens hohe Positionen in der Wirtschaft oder der Politik und müssen dort so hart arbeiten wie zwei Männer, um akzeptiert zu werden. Das bedeutet, dass sie auch wie zwei Männer schwitzen. Dazu kommt noch Schwitzen beim Putzen und Einkaufen: Im Nu ist die Frau ein nasser Lappen. Nein, im Ernst: Ich nehme jede, egal, wie gross sie ist, wie viel sie schwitzt und welche körperlichen Unschönheiten sie auch besitzen mag. Sie sollte nur einen Busen haben, der meine animalischen Instinkte davon überzeugt, dass sie gesunde Kinder gebären und auch selbständig ernähren kann.

Nein, jetzt wirklich im Ernst: Ich nehme jede. Ich stelle in der Liebe Ansprüche nur bei der Auswahl der Netflix-Filme, die man sich abends gemeinsam anschaut. Es sollten Serien mit Tiefgang sein, damit die Frau ein bisschen ins Grübeln kommt. Sie soll sich ruhig einmal fragen, ob es wirklich richtig ist, von einem über sechzigjährigen Mann wie mir noch grosse romantische Gefühle zu erwarten. Die Ernüchterung ist in der Liebe die Grundvoraussetzung für ein langjähriges, ruhiges Nebeneinander. Mit anderen Worten: Ich suche eine Frau, die schon glücklich ist, wenn sie ein Dach über dem Kopf hat. Alle weiteren Ansprüche sollte sie im Alkohol ertränken, den ich ihr kostenlos zur Verfügung stelle. Nein, jetzt aber wirklich und wahrhaftig

im Ernst: Eigentlich warte ich auf weitere Entwicklungen der Japaner auf dem Gebiet der künstlichen Intelligenz in Kombination mit einem aus hochwertigem Latex geformten Körper. Das wäre für mich einfach das Idealste. Und ehrlich gesagt wäre es auch für meine früheren Freundinnen das Idealste gewesen, wenn sie keine Empfindungen gehabt hätten. Also, liebe Japaner, jetzt macht mal vorwärts! *A man needs a made in Japan!*



FAST VERLIEBT Gründungsmythos Claudia Schumacher

Das Flugzeug wackelt schrecklich, er hat Angst. «Wir müssen notlanden!», lautet die Durchsage. Er ist todeserleichtert, als das Flugzeug sicher im Nirgendwo aufsetzt. Dort gibt es nur ein einziges Hotel, die Fluggäste werden in Doppelzimmern untergebracht. Er landet mit seiner Nebensitzerin im Bett – und erwacht am Morgen bumsvergnügt. Heute sind die zwei verheiratet.

«Verrückte Geschichte», sagt mein Cousin Maxim, der mir die Story gerade erzählt hat: «Aber so hat mein Chef seine Frau kennengelernt.» Ich kann es kaum glauben. Vielleicht die romantischste Anfangsgeschichte, die ich je gehört habe? Wie im Märchen!

Maxim lernt Frauen während Corona vor allem über Dating-Apps kennen. Seit Beginn der Pandemie spült es immer mehr Frauen auf diese Kanäle, da es mit anderen Kennenlernmöglichkeiten schwieriger geworden ist. «Das ist einerseits sehr erfreulich», sagt Maxim, «aber etwa 20 Prozent dieser Frauen haben echte Haltungsprobleme.» Denn eigentlich würden sie sich grundsätzlich gegen Online-Dating sträuben. Er führt das auf den Gründungsmythos zurück, der in unserer Gesellschaft so wichtig sei – für Unternehmen ebenso wie für die Liebe. «Manche Frauen kom-

men einfach nicht damit klar, jemanden kennenzulernen, den sie sich beim letzten Klogang mit einem Wisch in der App auf dem Handy geangelt haben.» Die Disney-Version vom Prinzen, der auf dem Schimmel daherreitet, geht anders.

Wir sind vernarrt in gute Storys, sie stärken unseren Glauben an die Sache. Steve Jobs und Steve Wozniak gründen Apple in der Garage von Jobs Mutter mit nicht viel mehr als einer Idee und einer LKW-Ladung Leidenschaft. Maxims Chef findet seine Frau inmitten einer Nahtoderfahrung beim Notlanden mit dem Flieger. Solche Gründungsmythen sind krass – allerdings oft gar nicht wahr.

Über Maxims Chef weiss ich zu wenig, aber: Wozniak hat mittlerweile erzählt, dass in der Garage von Jobs Mutter rein gar nichts passiert sei. Es war nur eine gute Geschichte, ein PR-Märchen.

Obwohl an diesen Geschichten oft nichts dran ist, gieren wir nach ihnen. Gerade in der Liebe sehnen sich viele nach dem Wink des Schicksals, nach der göttlichen Fügung. «Dabei kann das total destruktiv sein», findet Maxim, und erzählt eine andere Geschichte: die seines Kollegen, der seine Freundin im Erasmus-Jahr kennenlernte. Weil der Anfang so romantisch und schicksalhaft war, blieben die beiden jahrelang zusammen – dabei war an dieser Beziehung nur der Anfang gut, der Rest eine Qual.

Wie wichtig es ist, einen Gründungsmythos zu haben, mit dem man auf Partys alle Tinder-Pärchen neidisch machen kann, muss natürlich jeder selber wissen. Vielleicht hat es aber auch eine eigene Schönheit, zu wissen, dass der andere nicht vom Himmel gefallen ist, dass da von Anfang an eine Entscheidung war, auf beiden Seiten, füreinander: ein kleiner Wisch in die richtige Richtung.



«So langsam geht mir unser Sparplan auf die Nerven!»

Kummerkasten, Beichtvater, Therapeut

Ich wollte meinen Olivenbaum samt den Resten seiner Wurzel nach Hause bringen.

Das Sterben meines Freundes, den ich trotz aller Schulmedizin und ein paar ayurvedischen Applikationen nicht retten konnte, dauerte ungefähr einen Monat. Ich hatte lange gedacht, dass der Olivenbaum es selbst schaffen könnte, aber ich hatte ihn, wie so viele meiner Freunde, wohl zu lange vernachlässigt, als dass noch etwas zu retten gewesen wäre, obwohl er fünf Jahre lang der beste Zuhörer der Welt gewesen war. Viel zu wenig war ich für ihn da, und dann war es zu spät.

In einer letzten, verzweifelten Aktion amputierte ich seine von Olivenkrebs befallene Krone mit den abgestorbenen Blättern, in der Hoffnung, es wäre noch ein letzter Rest von Leben in ihm, das, zaghaft zwar und brüchig vielleicht auch, aus seinem Stamm drängen würde. Ich redete jeden Abend auf ihn ein, rieb seinen Stamm mit Olivenöl aus seiner Heimat ein und träufelte ein wenig auf seine Erde, damit es seine Wurzeln erreichte. Ich dachte an die Ägypter, die Olivenöl als Opfergabe an die Götter verwendeten und damit ihre lebenden Götter und Priester salbten. Aber ich glaube, er hörte mich nicht mehr, und manchmal glaubte ich zu fühlen, dass er nichts mehr spürte.

Die Menschen schwieg ich an

Ab und an kam ich mir dabei lächerlich vor; solch ein Brimborium um einen Vierzig-Franken-Olivenbaum aus dem Gartencenter zu veranstalten. Ich sass da, er schwieg, ich sah auf seinen Strunk, und ich fragte mich, ob ich noch bei Trost sei mit meiner absurden Trauer um einen Baum. Dass ich hier sitze, ihm irgendwelches Zeugs erzähle, mit gesprochenen oder gedachten Worten, während ich die Menschen in meinem Leben anschwieg.

Erst als mir dämmerte, dass es an der Zeit wäre, den ersten Schritt nach dem Sterben zu gehen, dass ich ihn beerdigen musste, wurde mir klar, dass mein Olivenbaum ein sanfter Resonanzkörper gewesen war, der vor allem die düsteren Melodien in mir zuerst auffing und sie dann deutlich hörbar werden liess. Unter der Optik der Subjekt-Objekt-Spaltung des Menschen betrachtet, war mein Olivenbaum mein, so gut es ging, objektiviertes Subjekt, das für ein wenig Klarheit sorgte im stets treibenden Gewässer des unendlich Subjektiven, das uns pausenlos umspült, weil alles vermeintlich Objektive nie anders als subjektiv wahrgenommen werden kann.



Ein Stückchen Seele steckt auch in diesem Ast.

Das gab er mir, mein Olivenbaum; die Möglichkeit, mir selbst zuzuhören, mich selbst ein ganz klein wenig zu verstehen, auf absurde Weise zwar, weil es doch, objektiv betrachtet, ein wenig lächerlich oder auch tragisch bleibt, wenn ein erwachsener Mann einen Olivenbaum zum Freund hat, zum Kummerkasten, zum Beichtvater, zum Therapeuten, als Anker in der Verzweiflung und in der Trunkenheit auch. Er gab mir die Möglichkeit, mich selbst zu mögen, vielleicht ist es das. Eines Abends nach ein paar Wochen war mir klar, was zu tun sei, was würdevoll wäre und ihm gerecht werden würde und was meine Seele in Einklang brächte und karmisch keine negativen Auswirkungen nach sich zöge. Nicht, dass ich ein besonders spiritueller Mensch wäre, aber man weiss ja nie.

Grossartiger Prozess des Loslassens

Das Nachdenken über das Wie und Wo seiner Beerdigung erwies sich als grossartiger Prozess des Loslassens, gepaart mit einem guten Gefühl

wahrgenommener Verantwortung. Ich würde ihn zurückbringen, dorthin, von wo er kam und wo er trotzdem nie war, in die karge Erde seiner Heimat in Griechenland, zu diesen von der Sonne beschienenen Hügeln in den Schoss seiner Familie. Natürlich weiss man bei einem Gartencenter-Olivenbaum nie genau etwas über seinen Stammbaum, da steht immer nur «mediterranean», aber ich war mir sicher, dass meiner aus Griechenland kam, wenigstens ideell.

Ich wollte ihn samt den Resten seiner Wurzel nach Hause bringen, aber weil ich nicht wusste, ob sie einen heutzutage und ohne entsprechende Papiere mit einem toten Olivenbaum ins Flugzeug lassen, entschloss ich mich, nur ein Stückchen seines abgetrennten Stammes mitzunehmen. Nach einigen Überlegungen und weil ich glaube, dass eine Seele nie ganz einen Körper verlässt, war ich zum Schluss gekommen, dass ein Stückchen seiner Seele auch in diesem Ast steckte. Ich packte ihn in meinen Rucksack, und dann gingen wir los auf unsere letzte Reise.

Alles im Blick

David Dos Santos, 31, sorgt für Sauberkeit in Zürich. An einem Sommermorgen füllt er bis zu fünfzehn 110-Liter-Säcke.

Als ich vor sieben Jahren bei ERZ Entsorgung und Recycling Zürich anfang, war ich als Chauffeur tätig: Ich leerte Abfallbehälter, wischte Tramhaltestellen, reinigte Strassen und Trottoirs. Mittlerweile wurde ich zum Fachspezialisten befördert, zum Springer für Säuberungsarbeiten im Zürcher Kreis 2.

Bei uns gibt es drei Schichten: Die erste startet um vier Uhr morgens, die letzte dauert bis zehn Uhr abends – auch am Wochenende, dann haben wir morgens am meisten Arbeit, vor allem ums Seebecken. An einem schönen Samstagmorgen, wenn alle Abfallbehälter voll sind und überall Abfall liegt, kommen über vier Tonnen zusammen. Ich fülle dann bis zu fünfzehn 110-Liter-Säcke. Insgesamt finde ich unsere Stadt aber sauber, gerade wenn ich sie mit anderen Grossstädten vergleiche. Zürcher sind auf das Thema Littering sensibilisiert.

Oberste Priorität haben Scherben, Erbrochenes oder Blut. Geschockt hat mich bis jetzt nichts. Geekelt auch nicht, ich bin recht unempfindlich. Ich lege grossen Wert darauf, unsere Stadt ordentlich zu halten, selber wohne ich in Leimbach. An meinem Job gefällt mir die Abwechslung, kein Tag ist gleich. Zudem habe ich Kundenkontakt, ein tolles Team. Mich erfüllt es, jeden Tag bei jedem Wetter draussen zu sein.

Zwei Messerangriffe

Ursprünglich komme ich aus Lissabon, Portugal. Mein Vater war Saisonarbeiter, nach Zürich zogen wir, als ich eins war. Wir waren eine typische Portugiesenfamilie: Der Vater arbeitete als Landschaftsgärtner, die Mutter schaute meiner Schwester und mir. Zuerst wollte ich Gärtner werden, lernte dann aber Fachmann Betriebsunterhalt, auf dem Tiefbauamt. Ich setzte Randsteine, verbesserte Beläge, sanierte Abwassererschächte. Mir passte, dass ich das Resultat meiner Arbeit sah – aber zugegeben: Mit fünfzehn überlegte ich mir nicht viel bei der Jobwahl.

Weil ich mit der Zeit Rückenprobleme bekam, machte ich eine Umschulung zum Fachmann Sicherheit und Bewachung. Mit neunzehn war ich Türsteher in einem englischen Pub, eine super Erfahrung: Ich lernte viel über Menschen, entschied oft nach dem Bauchgefühl. Wer aggressiv auftrat, blieb draussen. Manche waren unscheinbar und benahmen sich später dann doch daneben. Frauen lehnte ich nur ab, wenn sie unzurechnungsfähig waren. Einmal allerdings attackierte mich

ein Gast mit einem Messer, das ging in meine Schutzweste. Beim zweiten Messerangriff rettete mich ein Kollege.

2011 lernte ich meine Frau kennen. 2015 heirateten wir. Unsere Tochter Lara ist vierjährig, ihr Bruder Nick zwei. Nachdem es ernster wurde, wollte ich einen sichereren Job. Vor zehn Jahren begann ich dann bei der Stadtreinigung. Zum Sauberkeitspolizisten wurde ich nicht: Wirft jemand eine Zigarette auf den Boden, sage ich nichts. In Uniform vermeide ich Diskussionen, für die Erziehung sind andere zuständig. Im Privaten sage ich eher, dass ich so was falsch finde.



«Kein Tag ist gleich»: David Dos Santos.

Zwar kommt es vielleicht einmal vor, dass ich selbst einen Zigarettenstummel auf den Boden werfe, aber mit einer Redbull-Dose würde ich das nie machen, das finde ich frech. Mein Beruf prägt mich; meine Frau sagt immer, ich sei nicht normal, weil ich auch in der Freizeit permanent nach Abfall Ausschau halte, damit das Gebiet sauber ist. Wenn ich etwas sehe, rufe ich dann sofort einen Kollegen an.

Abschalten kann ich auf dem Mountainbike. Oder wenn wir mit der Familie wandern und bräteln gehen. Wir haben einen Wohnwagen, mit dem wir gerne nach Italien oder Kroatien verreisen. Und einmal im Jahr besuchen wir unsere Verwandten in Portugal.

Aufgezeichnet von Roman Zeller



THIEL

Balkonien

Meier: Hallo Nachbar! Magst du auch ein Bier?

Müller: Ja, gerne, danke! Wem applaudiert ihr denn heute? Wieder dem Pflegepersonal?

Meier: Ja, aber nur dem Geimpften.

Müller: Wieso? Opfert sich das ungeimpfte Personal nicht genauso auf wie das Geimpfte?

Meier: Leider nicht. Das ungeimpfte Personal gefährdet die Patienten.

Müller: Wie denn? Indem es die Patienten pflegt?

Meier: Nein. Indem es die Patienten ansteckt.

Müller: Ist das ungeimpfte Personal denn krank?

Meier: Es könnte krank sein.

Müller: Und das Geimpfte Personal nicht?

Meier: Geimpftes Personal kann nicht krank werden.

Müller: Ich hörte aber, dass selbst Geimpfte noch krank werden können.

Meier: Nur, wenn diese Geimpften durch Ungeimpfte angesteckt wurden.

Müller: Wenn die Geimpften von den Ungeimpften angesteckt werden können, wozu sind sie dann geimpft?

Meier: Die Impfung schützt eben nur vor Geimpften, aber nicht vor Ungeimpften.

Müller: Was ist mit ungeimpften Patienten?

Meier: Die sollen sich durch ungeimpftes Personal pflegen lassen, sonst gefährden diese ungeimpften Patienten noch das Geimpfte Pflegepersonal.

Müller: Dann applaudiere ich jetzt für das ungeimpfte Pflegepersonal, weil es sich für die ungeimpften Patienten aufopfert.

Meier: Gib sofort das Bier zurück!

Müller: Ich schlage dir einen Kompromiss vor: Ich applaudiere für alle, die applaudieren, unabhängig davon, wem sie applaudieren.

Meier: Meinetwegen. Prost ...

Andreas Thiel

Alp-Idylle über St. Moritz

Alp Giop, zwischen Chantarella und Corviglia, 7500 St. Moritz

Es gibt Orte, die sind sehr speziell und nicht mit anderen Restaurants über einen Kamm zu scheren. Eine solche Trouvaille ist die Alphütte «Alp Giop» unterhalb der Corviglia in St. Moritz. Man traut seinen Augen nicht, wenn man in diesem meist als «Nobel-Ferienort» verschrienen touristischen Zentrum des Engadins plötzlich auf diese gastfreundliche Alphütte trifft.

Zuerst fasziniert nicht das kulinarische Programm, sondern die wunderschöne Landschaft hoch über den Seen des Tals und die Blumenpracht, die einen hier umgibt. In den Wiesen blühen Bergblumen und Freilandorchideen wie Knabenkräuter und Männer-treu – sorry, liebe Genderinnen und Gender,



aber der Frauenschuh wächst auf diesen Wiesen nicht – um die Wette.

Die Kühe leben nicht mehr im grossen Stall, sondern auf der Weide, zusammen mit ihren Kälbern. So ist das Gebäude der Alp sehr sauber und gepflegt, und die Chefin gibt sich eine riesige Mühe, alles um den gepfästerten Platz mit den Tischen und Bänken durch Blumen in Trögen und Töpfen zu einer noch üppigeren Pracht zu machen, als es die blühenden Wiesen sind.

Zum Essen angeboten werden Schweizer Käse, eine gemischte Platte mit Schinken und Käse oder Spiegelei mit Schinken. Zu einem Glas Wein oder einem Bier schmeckt das köstlich, und danach – je nachdem, wie lange man zuvor gewandert ist – hat man sicher noch die Kapazität, den hausgemachten Apfelstrudel oder den original Südtiroler Kaiserschmarren zu geniessen. Vielleicht ist Letzterer sogar der Hauptanziehungspunkt an diesem lebenswürdigen Ort in den Bündner Bergen. Deshalb gibt es Leute, die gehen stundenlang, um dieses warme kaiserliche Dessert mit Preiselbeerkonfitüre zu geniessen.

Offen ist die Alp vom Frühsommer, wenn die Kühe kommen, bis zum Herbst, wenn der erste Schnee diese zwingt, wieder zu gehen. Genauer kann man es nicht sagen, und auch einen Strassennamen oder gar eine Hausnummer braucht es hier nicht.

WEIN/MARTIN KILCHMANN

Vordenker vom Mittelrhein

Riesling Bopparder Hamm Engelstein 2018, Weingart, Mittelrhein, 13 %, Fr. 29.–
Riesling & Co, Auswil
www.rieslingco.ch

In diesem Albtraum-Sommer, der die Weinbauern, nach mehr oder weniger glücklich überstandener Frostgefahr, Woche für Woche mit neuen Herausforderungen plagt – Hagel, Wasserschaden, Mehltau –, denken wohl viele Winzer mit Wehmut an den heissen und trockenen Sommer 2018 zurück, der ihnen einen denkwürdigen Jahrgang bescherte.

Auch in Deutschland war 2018 gross. Der Riesling lief zur Hochform auf. Riesling ist der König der weissen Traubensorten. Seine frische, strahlende Frucht, die köstliche Aromenvielfalt und die manchmal sanft von der Traubensüsse umspielte knackige Säure sind unvergleichlich. Ein Schluck Riesling ist wie in eine Traubenbeere beissen: frisch und saftig. Eine geschmacksreiche Mixtur von Süsse, Säure und Herbe. Nirgends ist sein Ausdrucksspektrum breiter als in Deutschland – es

reicht vom Schaumwein über den leichten, filigranen, manchmal zart restsüssen Tropfen und den hochkomplexen, trockenen Essensbegleiter bis zur majestätischen, schier ewig haltbaren edelsüssen, alkoholarmen Beerenauslese. Riesling ist auch ein begnadeter Botschafter des Terroirs und verfügt – aus

Er keltert vielleicht die subtilsten, vielschichtigsten Rieslinge der Region.

hervorragenden Lagen und von einem Köhner gekeltert – über ein immenses Alterungspotenzial.

Besonders charakterstark zeigt sich der Riesling am Mittelrhein. Die Flusslandschaft, gesäumt von Burgen und Schlössern, ist hier am romantischsten. Nach dem von Osten nach Westen verlaufenden Rheingau zieht der Rhein wieder in schmalen Schlaufen gegen Norden. Das obere Mittelrheintal mit dem berühmten Loreley-Felsen ist seit 2002 Teil des Unesco-Weltkulturerbes. Furchterregend steil, mit bis zu 70 Prozent Neigung, fallen die Rebberge zum

Fluss hinunter. Dünn ist die Humusschicht, darunter zeigt sich nackter Schiefer. Da ist aufwendige Handarbeit gefragt, was erklärt, dass die Anbaufläche konstant zurückgeht und vermehrt Rebberge verganden.

Einer der herausragendsten Winzer am Mittelrhein heisst Florian Weingart. Der Mann ist ein Vordenker, ein Schöngest, ein Querkopf. Seine Weine zeichnen sich durch stilistische Kompromisslosigkeit aus.

Er keltert die vielleicht subtilsten, vielschichtigsten Rieslinge der Region. Die sehr fruchtbetonten feinherben entfalteten Schmelz, mineralische Kraft und Aromen kerngesunder, reifer Beeren.

Sehr differenziert und finessenreich sind seine trockenen Weine. Der Riesling Engelstein aus der Grand-Cru-Lage Bopparder Hamm zeichnet sich durch Komplexität, Kraft, Opulenz aus und wird von einer saftigen Säure getragen, einer feinen mineralischen Ader durchzogen, was insgesamt grosses Trinkvergnügen bereitet und auch Wetterunbill jeder Art besser ertragen lässt.

Rot und schön und schnell

Die sportliche Elektrolimousine e-tron GT von Audi ist ein öffentliches Ereignis und eine Königin der Kurven.



Das Familienauto meiner Kindheit, das bei uns mehrere Jahre in verschiedenen Ausführungen eingesetzt wurde, war ein Renault Espace in Grau und Braun. Meine Mutter war allerdings der Meinung, wir sollten ein rotes Auto fahren; sie hatte gelesen, dass Fahrzeuge in Signalfarben weniger oft in Unfälle verwickelt würden. Farben, das steht auf jeden Fall fest, sind ein kommunikatives Ausdrucksmittel, und Rot hat eine stärkere Wirkung – welcher Art auch immer – als Braun oder Grau.

Als ich kürzlich den neuen Audi e-tron GT quattro in Tangorot metallic fahren durfte, war das zum Beispiel vielerorts ein kleines öffentliches Ereignis. Ich bekam ungefragt Komplimente für das Auto, es wurde beachtet und beobachtet. Für Audi ist der e-tron GT ein wichtiges Fahrzeug, es positioniert die Marke aus Ingolstadt als modernen, sportlichen Hersteller. Die technischen Grundlagen des Gran Turismo mit Elektroantrieb kommen von Konzernschwester Porsche: Dessen zukunftsweisendes 800-Volt-Batterie- und -Ladesystem aus dem Taycan beispielsweise wird auch im e-tron GT eingebaut. Damit kann der Audi mit bis zu 270 kW Leistung geladen werden, die Reichweite beträgt maximal 487 Kilometer.

Wenn ich mit meiner feuerroten Elektro-Sportlimousine fast lautlos aus der Garage rolle und mich auf den Weg mache, fühle ich mich jedes Mal irgendwie erhaben. Die mühelose Eleganz, mit welcher der e-tron GT beschleunigt und dann mit seiner Dreikammer-Luftfederung gelassen dahinrollt, und die progressive Aura, die ihn dabei umgibt, sind

schon Faktoren der Zufriedenheit mit sich selbst und der Welt.

Einmal fuhr ich von Ilanz hinauf nach Vals, eine wunderbare Strecke, die mit langen, fast rhythmischen Kurven beginnt, bevor dann die Strasse schmaler und die Serpentinen enger werden. Die Limousine erweist sich dabei als Königin der Kurven und jagt für ein Fahrzeug mit doch üppigen 2350 Kilogramm Leergewicht erstaunlich leichtgänglich durch die Kurven. Mit einer Boost-Leistung von kurzzeitig 530 PS braucht man sich um Kraftreserven nie Gedanken zu machen, es sind immer genügend vorhanden.

Auf dem Rückweg habe ich die Strasse fast für mich alleine, und ein wenig wirkt es, als würde der Audi behände durch die Kurven ins Tal tanzen wollen. Nur kurz wird das Vergnügen unterbrochen, als eine Fehlermeldung den Kraftfluss stoppt. Moderne (Elektro-)Autos sind Wunderwerke der Technik, fahrende Hochleistungscomputer mit mehr Rechenkapazität als manche Nasa-Raumschiffe. Ein einfacher Neustart genügt glücklicherweise, um das rote Vergnügen sogleich fortzusetzen.

Audi e-tron GT quattro

Motor/Antrieb: zwei Elektromotoren, Allradantrieb, 2-Gang-Getriebe; Leistung: 476 PS (350 kW); Boost-Leistung: 390 kW/630 Nm; Batterie 800 V (netto/brutto): 85 kWh/93 kWh; Verbrauch (WLTP): 21,6–19,9 kWh/100 km; Beschleunigung (0–100 km/h): 4,1 sec; Höchstgeschwindigkeit: 245 km/h; Preis: 109 900.–



OBJEKT DER WOCHE

Dabei sein ist alles

Reisekoffer Dakine Split Swiss Olympic 110 L Für Fr. 229.– erhältlich

Ein kleiner Trost für alle, die sich nicht für die Olympischen Spiele von Tokio (23. Juli bis 8. August) qualifizieren konnten:

Sie können trotzdem dabei sein. Dank der offiziellen Kollektion der Schweizer Olympiadelegation klappt die Teilnahme zumindest optisch. Vom Hoodie mit Schweizerkreuz über «The Roger Damen Sneaker» bis hin zum rot-weissen Windjäckchen ist bei Ochsner Sport alles erhältlich, was das olympische Herz begehrt.

Jenen, die das «Dabei sein ist alles» wirklich ernstnehmen, sei der olympische Rollkoffer empfohlen. Offizieller geht es kaum: In schlichtem Schwarz gehalten, sticht er mit den Aufnähern «SUI», einem Schweizerkreuz und fünf Ringen jedem Flughafenmitarbeiter oder Bahnreisenden ins Auge, der Sie dann zweifellos für einen echten Olympioniken halten wird. Zudem ist die Ausstattung des «Dakine Split Swiss Olympic» perfekt auf die Bedürfnisse einer Athletin oder eines Athleten ausgerichtet: Mehrere Hauptfächer erleichtern das schnelle Ein- und Auspacken ungenügend, und neben dem grossen Stauraum verfügt der Koffer über Bereiche, die mit Trennwänden unterteilt werden können. So bleibt die feuchte oder schmutzige Sportlerwäsche dort, wo sie hingehört.

Wundern Sie sich einfach nicht, wenn Sie es in Ihrer offiziellen Swiss-Olympic-Montur samt Rollkoffer so weit treiben, dass Sie in irgendeinem Tokioter Stadion plötzlich doch noch zum Ernstkampf antreten müssen.

Benjamin Bögli

Fünfzehn Minuten Ruhm

Andy Warhol sagte in den sechziger Jahren voraus, dass in Zukunft jeder für fünfzehn Minuten berühmt sein werde. Das Bonmot hat als «15 minutes of fame» selbst eine Karriere zum Evergreen gemacht. Der Meister der Reproduktion meinte damit das flüchtige Wesen des medialen Ruhms, der sich erschöpft, sobald die Aufmerksamkeit auf ein anderes Objekt gelenkt wird. Mit dem mobilen Internet hat das Bild inzwischen sein Medium gefunden. Das Gesetz der Wirtschaftstheorie ist folglich auch ein unbarmherziges Prinzip der Informationsökonomie: Wenn die Welt von Bildern geflutet wird, haben diese nur noch einen geringen Marktwert. Wahrscheinlich zum Glück des zum «Superfan» erhobenen Jurassiers, der beim Spiel der Nati gegen Frankreich unfreiwillig zum globalen Meme, zur personalisierten Gefühlswallung, zur komprimierten Ikone dessen wurde, was den Fussball ausmacht. Tage später ist das Bild vergessen. Aufmerksamkeit im Netz ist halt noch flüchtiger als die Begeisterung über einen EM-Sieg. Schön war's aber.

David Schärer ist Werber und Mitgründer der Agentur Rod Kommunikation.



Auch dank dem Londoner Bürgermeister wurde er zum Phänomen: der «Superfan».

FRAGEN SIE DR. M./DER EXPERTE FÜR ALLE LEBENSLAGEN

Ich bin auf dem Land aufgewachsen, gleich neben einem Bauernhof. Mir ist bewusst, wie wichtig die Landwirtschaft für die Schweiz ist, mit dem übertriebenen Protektionismus bin ich aber nicht einverstanden. Warum müssen oder dürfen Bauern vom Staat derart stark geschützt werden? Als Befürworter der freien Marktwirtschaft spaltet ein ideologisch-emotionaler Graben mein Herz.

M. F., Mesocco

Sie sind sich der Bedeutung der Landwirtschaft für die Schweiz bewusst, aber Sie stört der «Protektionismus». Warum wird die Landwirtschaft, die an sich der freien Marktwirtschaft unterworfen ist, vom Staat finanziell unterstützt, was ja der freien Marktwirtschaft widerspricht? Würde man aber die Landwirtschaft völlig der freien Marktwirtschaft unterstellen,



würde sie rasch verschwinden. Wollen Sie auf die schweizerische Landwirtschaft verzichten? Denn sie wäre dem internationalen Wettbewerb nicht gewachsen. Nur etwas, was man notfalls untergehen lassen kann, kann man der freien Marktwirtschaft unterwerfen. Darum ist die Landwirtschaft nur zum Teil der freien Marktwirtschaft unterstellt.

Was ist denn die Funktion der Landwirtschaft? Gemäss unseren verfassungsmässigen und gesetzlichen Regelungen wollen wir

erstens eine Landwirtschaft für eine minimale Selbstversorgung der Schweiz mit landwirtschaftlichen Produkten haben, zweitens pflegt die Landwirtschaft den Boden, und drittens ist sie ein Mittel gegen die bevölkerungsmässige Entleerung der Berggebiete. Die Landwirtschaft hätte in der völlig freien Marktwirtschaft keine Chance, und damit wären alle drei Aufgaben – Selbstversorgung, Landschaftschutz und Erhaltung der Berggebiete – nicht mehr möglich. Das ist der Preis, den wir alle bezahlen für die vielfältigen Aufgaben im Landesinteresse, die die Bauern gewährleisten.

Mailen Sie uns Ihre Fragen zu allen Lebenslagen an drm@weltwoche.ch.

Oder schreiben Sie an Redaktion Weltwoche, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich.

Gen Aoto

Seit fast dreissig Jahren errichtet der japanische Geschäftsmann Brücken zwischen der Schweiz und seiner Heimat. Zuletzt in der Welt des Automobils.

Rund 10 000 Japaner, erzählt Gen Aoto, leben in der Schweiz. «Senior Advisor Japan Business» steht auf seiner Visitenkarte der Emil-Frey-Gruppe. Er ist der Chefbotschafter des Automobilunternehmens unter den Exil-Japanern. Bevor er vor elf Jahren zu Emil Frey wechselte, war er bereits sechzehn Jahre für Japan Airlines in der Schweiz tätig gewesen, davon etliche als Chef der Schweizer Einheit.

«Japan besser verstehen» – unter diesem Motto steht das Mittagessen im Zürcher Restaurant «Hato». Das Lokal, das die *Weltwoche* für das Treffen vorgeschlagen hat, serviert asiatische Küche mit japanischen Einflüssen. «Die echte, traditionelle japanische Küche ist in der Schweiz kaum zu finden», erklärt Aoto. Das liege auch daran, dass die Rohstoffe dafür, allen voran fangfrischer Meeresfisch, in der Schweiz nicht erhältlich seien. Er selbst kocht für die Familie – seine Frau stammt aus dem Wallis – am Wochenende gerne Japanisch, «so gut es eben geht».

Taschengeld für den Mann

Zur Vorspeise gibt es einen eindeutig nicht japanischen «knusprigen Entensalat». Japan verstehen? «Das Problem fängt schon damit an, dass wir Japaner normalerweise keine besonders guten Verkäufer in eigener Sache sind», sagt Aoto. Das sei schade, denn das bewirke immer wieder Missverständnisse.

Die japanische Kultur sei stark gekennzeichnet durch die Werte Pflichtbewusstsein und Loyalität. Im Ideal seines Landes zeigten die Leute viel Mitgefühl mit anderen Menschen und mit der Schöpfung. Auch legten die Japaner sehr viel Wert auf Tradition und Kultur. «Etwas verkürzt dargestellt: Wir lieben die Harmonie.» In diesem Punkt sei die Schweiz das Land in Europa, das Japan am ähnlichsten sei. «Gegenseitige Rücksichtnahme ist hier ebenfalls sehr wichtig und ausgeprägt.» Ein falsches Bild bestehe im Westen, was die Rolle der Frau in der Gesell-

schaft angehe. «Der oberste unserer Götter ist eine Göttin», erklärt Aoto. In der traditionellen japanischen Familie sei es die Frau, die das von ihrem Ehemann verdiente Geld verwalte. «Davon gibt sie ihm dann etwas Taschengeld ab», sagt er lächelnd.

Mittlerweile wird der Hauptgang aufgetragen: Sushi und Sashimi. Den grössten Unterschied zwischen christlich geprägten



«Ein bisschen heller»: Berater Aoto.

Kulturen und der japanischen macht Aoto in der allgemeinen Lebenseinstellung aus. Im Leben eines Japaners komme der Arbeit im Allgemeinen eine wichtigere Stellung zu. «Oft werden wir als Workaholics angesehen, aber wir haben Freude an der Arbeit.» Diese Differenz sei tief in der Kultur und in der Geschichte verankert. «Gemäss dem christlichen Verständnis wurden Adam und Eva von Gott aus dem Paradies vertrieben», auf dass Eva ihre

Kinder unter Schmerzen zur Welt bringen und Adam sich das Brot «im Schweisse seines Angesichts» mühsam erarbeiten müsse. Im shintoistisch-buddhistisch geprägten Japan sei es völlig anders: Gemäss dem 712 n. Chr. erschienenen Buch «Kojiki», dem wichtigsten Gründungspos Japans, sei das Land durch die Götter in freudvoller Arbeit erschaffen worden. Daraus speise sich das japanische Arbeitsethos: «Egal, in welchem Beruf man tätig ist: Jeder arbeitet daran, sein eigenes Umfeld ein bisschen heller auszuleuchten. Wenn das alle tun, dann leuchtet das ganze Land.»

Familiärer Geist

Damit erklärt Aoto auch den japanischen Drang zur Perfektion. «Wir suchen immer nach Möglichkeiten, etwas zu verbessern.» Egal, ob es sich um eine bestimmte Teezeremonie oder die Autofertigung handle: «Wichtig ist, wie man etwas Bestimmtes tut.» Hohe Gewinne zu erzielen, sei im japanischen Verständnis kein Selbstzweck. Toyota sei beispielsweise so stark geworden, weil den Gründungsprinzipien von Firmengründer Kiichiro Toyoda nachgelebt werde. Dazu gehöre Einfachheit bei gleichzeitiger Kraft, aber auch ein sehr familiärer Geist. «Im japanischen Verständnis sind die Unternehmen eine Art Fortsetzung der Familie.»

Gen Aoto bedauert, dass die japanische Kultur im Weltgeschehen als etwas exotisch wahrgenommen werde. Von Japan könne man viel lernen. Ein guter Anlass dazu, sich näherzukommen, sei Olympia. Er erinnert daran, dass die ersten Olympischen Spiele im antiken Griechenland im Anschluss an einen Seuchenausbruch stattgefunden hätten: «Bei Tokio 2020 geht es auch darum zu zeigen: Wir sind fähig, diesen Grossanlass trotz aller Schwierigkeiten korrekt und erfolgreich durchzuführen, und wir sind dabei, die Pandemie zu überwinden!» Florian Schwab

Lebende Götter

Was macht das mythenumwobene japanische Kaiserhaus bis heute aus?

Francis Pike

Zwei Mal habe ich Kaiser Hirohito (Showa-Tenno) persönlich gesehen – und zwar beim Tokio-Basho, einem der sechs grossen Sumo-Turniere. Das erste Mal war ich etwa fünfzig Meter entfernt, als er die Sporthalle betrat, eine winzige, verhutzelte, teilnahmslos wirkende Figur, tiefe Falten um den Mund, die ihm eine grosse Traurigkeit verliehen. Das zweite Mal sass ich gegenüber, auf der anderen Seite des Ryogoku Kokugikan, und diesmal beeindruckte mich der laute Jubel der 13 000 Zuschauer, die den Kaiser begeistert empfangen. Ich musste unwillkürlich daran denken, dass Adolf Hitler, der 1945 in Berlin Selbstmord verübt hatte, ein ganz anderes Schicksal beschieden war als dem Führer des japanischen Achsenpartners, Kaiser Hirohito.

Wer war dieser Gottkaiser Hirohito? Doch zunächst ein kleiner geschichtlicher Rückblick. Der mythenumwobene Kaiser Jimmu, der 660 v. Chr. an die Macht kam, wurde im 8. Jahrhundert n. Chr. von japanischen Nationalisten erfunden. Nach ihrer Darstellung stammte Jimmu von der Sonnengöttin Amaterasu ab.

Die kaiserlichen Mythen wurden in zwei offiziellen Chroniken festgehalten, dem «Kojiki» («Aufzeichnung alter Begebenheiten», veröffentlicht 712 n. Chr.) und dem «Nihon Shoki» (Chronik Japans, veröffentlicht 720 n. Chr.). Der Shinto («Weg der Götter»), der in letztgenanntem Werk erstmals Erwähnung fand, wurde als Staatsreligion etabliert. Die Schaffung einer mythischen Vergangenheit um den Gottkaiser war Bestandteil des Versuchs der Yamato-Clans, einen japanischen Zentralstaat nach chinesischem Vorbild zu errichten.

«Bezwinger der Barbaren»

Auch nach der Übernahme des Buddhismus aus China im 6. Jahrhundert lebte der Shintoismus fort, beide Religionen existierten nebeneinander. Am Ende bildete sich eine japanische Synthese heraus – der Zen-Buddhismus, der die geistige und körperliche Askese betonte, die unerlässlich sei, um die Samurai auf die Erfordernisse des Krieges vorzubereiten. Der Zen-Buddhismus verband sich mit Buschido («Weg des Kriegers»),

dem Verhaltenskodex des Kriegeradels, der in der Küstenstadt Kamakura entstand, die im 12. Jahrhundert die Hauptstadt des Shoguns war.

Das Shogunat hatte sich im frühen 9. Jahrhundert herausgebildet. Die Position des Shoguns, ursprünglich vom Kaiser als Heerführer berufen (der Titel lautet übersetzt etwa «Bezwinger der Barbaren»), wurde mit der Zeit ein erbliches Amt. Shogun-Dynastien entwickelten sich neben den Gottkaisern, mit dem Unterschied, dass die Shogune gestürzt werden konnten.

Das Kaiser-Shogun-System dauerte fast tausend Jahre. Die Kaiserfamilie lebte göttergleich, aber im Schatten der Realpolitik. Die Meiji-Restauration 1869, die Wiedereinsetzung von Kaiser Meiji an die Macht, war daher eine

Der Zen-Buddhismus verband sich mit Buschido («Weg des Kriegers»), dem Verhaltenskodex des Kriegeradels.

Revolution. Durch eine Rebellion vier süd-japanischer Clans wurde die Armee des letzten Shoguns in der Schlacht von Toba-Fushimi besiegt und dessen Rücktritt erzwungen. Wie bei den meisten revolutionären Bewegungen, denen die Machtergreifung gelingt, brauchten die Sieger eine Rechtfertigung. Die Einsetzung von Kaiser Meiji, der zum Zeitpunkt des Umsturzes erst siebzehn Jahre alt war, wurde von den Revolutionären als Vorwand präsentiert.

Es war ein Aufstand gegen die autarke Herrschaft der Tokugawa, die Japan 250 Jahre lang

von der Aussenwelt isoliert hatten. In dieser Zeit war ein kleiner niederländischer Handelsstützpunkt in Nagasaki auf der südlichen Insel Kyushu der einzige erlaubte Kontakt mit dem Westen. Trotz des eingeschränkten Zugangs zur Welt erkannten die «aufgeklärten» Stämme im Süden, dass Japan sich modernisieren müsse. Die Ankunft der «schwarzen Schiffe» der US-Marine unter Commodore Matthew Perry forcierte bekanntlich die Öffnung Japans für den Handel und beschleunigte das Ende des Shogunats.

In den anschliessenden zwanzig Jahren herrschte der junge Kaiser Meiji mit einem Ministerrat, bis 1889 eine neue Verfassung ausgearbeitet wurde. Das Warlord-System war abgeschafft, das feudale Samurai-System hatte ausgedient. Auf den ersten Blick ähnelte die neue Verfassung dem britischen Zweikammersystem, wobei der vom Kaiser ernannte Ministerpräsident im Unterhaus agierte.

Aber hier endeten auch die Parallelen. Während der britische Monarch Oberhaupt der Kirche war und weiterhin ist, war der japanische Kaiser sowohl Gott als auch Oberbefehlshaber. Seine Macht war absolut; Hirohito war kein «konstitutioneller Monarch». Ito Hirobumi, ein westlich ausgebildeter Samurai, der erste japanische Ministerpräsident, erklärte denn auch: «Der Kaiser ist vom Himmel herabgestiegen, göttlich und heilig. [...] Er muss verehrt werden und ist unantastbar.»

Die japanischen Kaiser betraten das 20. Jahrhundert als absolute Monarchen, gebunden einzig an ein Geflecht von Konventionen, die verschiedene Interessengruppen der Elite an der Macht beteiligten. Nach dem Tod des grossen Meiji wurden diese Gruppen – Aristokraten, Verwaltungsleute und das Militär – immer mächtiger, da dessen Nachfolger, Kaiser Taisho, körperlich und geistig behindert war.

Meijis Enkel, der kinnlose Kaiser Hirohito, war nicht viel besser. Er ging gebeugt und hatte nervöse Ticks, aber anders als sein Vater war er zumindest absolut zurechnungsfähig. Und er war ein erklärter Bewunderer seines Grossvaters Meiji, während dessen Regentschaft Japan mit der Eroberung der Insel Hokkaido (im Norden)





Zurück im Schatten: japanischer Herrscherclan mit Kaiser Naruhito (2. v. l.), Vorgänger Akihito (3. v. l.).

und der Ryukyu-Inseln (im Süden) seine erste imperiale Expansion erlebt hatte. Unter Meiji, der 1912 starb, kam es auch zur Eroberung von Korea.

Praktisch anonym

Als das ultranationalistische Militär Mitte der 1930er die Meiji-Verfassung abschaffte, unternahm Kaiser Hirohito wenig, um auch nur den Anschein einer konstitutionellen Demokratie zu wahren. Vor dem Pazifikkrieg und in dessen Verlauf setzte er sich unter Berufung auf die absolute Macht, die ihm laut Meiji-Verfassung zustand, gelegentlich über seine Berater hinweg. Er war keinesfalls der passive Kriegsgegner, als der er nach dem Krieg nicht nur von der Propaganda des japanischen Kaiserhofs hingestellt wurde, sondern auch von General Douglas MacArthur, den Präsident Harry Truman 1945 zum alliierten Oberbefehlshaber in Japan ernannt hatte. In den folgenden fünf Jahren agierte MacArthur faktisch wie ein Shogun: Er liess eine neue Verfassung ausarbeiten, die für den Kaiser nur die Rolle eines machtlosen Aushängeschildes der Konstitution vorsah.

Doch mit seiner Entscheidung, dass Hirohito und seine Familie nicht als Kriegsverbrecher angeklagt werden sollten, schwächte MacArthur das Tokioter Kriegsverbrechertribunal. Nicht einmal Hirohitos Onkel Prinz Asaka Yasuhiko, Oberbefehlshaber der japanischen Truppen während des berüchtigten Massakers von Nanking, bei dem 250 000 chinesische Zivilisten bestialisch ermordet wurden, musste auf die Anklagebank.

Der Hauptarchitekt eines imperialen Projekts, das dreissig Millionen Chinesen mit dem Leben bezahlten, ging straffrei aus. Der französische Richter am Internationalen Militärgerichtshof stellte fest, dass die japanische Kriegserklärung «einen Hauptverantwortlichen hatte [Hirohito, d. Red.], der jeglicher Strafverfolgung entging».

Interessanterweise hat sich für die japanische Monarchie der Kreis geschlossen. Seit dem Tod Hirohitos im Jahr 1989 ist die Kaiserfamilie weitgehend in den Schatten zurückgekehrt, aus dem sie nach dem Ende des Shogunats herausgeholt worden war. Doch obwohl Hirohito bei Kriegsende auf seine Gottgleichheit verzichten musste, sind er und seine Nachfolger für viele Japaner noch immer lebende Götter, wie mein Erlebnis im Sumo-Stadion deutlich gezeigt hat.

Auf Hirohitos Sohn, den praktisch anonymen Kaiser Akihito (Heisei), der 2019 aus Gesundheitsgründen abdankte, folgte Kaiser Naruhito (Reiwa), der in Oxford studiert hat und den Windsors freundschaftlich verbunden ist. Aber das Leben in diesem goldenen Käfig ist, wie Naruhito selbst bemerkte, sehr viel unfreier als jenes seiner europäischen Kollegen.

Das hat dazu geführt, dass seit Hirohito sehr wenig über die Kaiserfamilie bekannt ist. Wir alle wissen, dass Königin Elizabeth II. eine pflichtbewusste, stoische Monarchin ist, ihr Sohn Prinz Charles dagegen schwach, voller Selbstmitleid und verwöhnt, doch über Leben und Charakter der herrschenden japanischen Kaiserfamilie wissen wir so gut wie nichts.

Naruhito spielt begeistert Bratsche, wandert gern und interessiert sich für Gewässerschutz, aber wir wissen nicht, was für ein Mensch er ist.

Die japanische Monarchie dürfte kaum den Weg der britischen Royals beschreiten, mit deren öffentlich inszenierten Seifenoper-Auftritten, wie sie «Hollywood Harry» und seine C-Promi-Gattin Meghan in letzter Zeit vorführen. Es versteht sich von selbst, dass nicht bekannt ist, ob Akihito oder sein Sohn Naruhito die Haltung der amtierenden nationalistischen Regierung billigen, die die Kriegsverbrechen an den Chinesen leugnet.

Die Spekulationen in der japanischen Öffentlichkeit drehen sich hauptsächlich um Naruhitos Gattin, eine Bürgerliche, die, weil sie keinen Sohn und Nachfolger geboren hat, einen Nervenzusammenbruch erlitten haben soll. Naruhito hat nur eine Tochter, die neunzehnjährige Prinzessin Aiko, die laut Gesetz nicht seine Nachfolge antreten kann und, wenn sie einen Bürgerlichen heiratete, auf alle Privilegien verzichten müsste. Werden die Japaner eine andere Nachfolgeregelung finden? Eine Expertenkommission berät seit einiger Zeit über dieses Thema. Mit einem Ergebnis dürfte nicht so bald zu rechnen sein. Ist das wichtig? Nein, absolut nicht.

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork
Francis Pike ist Verfasser von *Hirohito's War. The Pacific War 1941–1945*, erschienen 2015 bei Bloomsbury.

Liebe ist Liebe

Die Ehe homosexuellen Menschen vorzuenthalten, ist das denn nicht herablassend?



Bei angestrebten gesellschaftlichen Veränderungen lohnen sich manchmal folgende Fragen: Welche Vorteile entstehen dadurch für das Individuum? Welche Nachteile? Welche Nachteile ergeben sich für die Gesellschaft als Ganzes? Welche für mich persönlich? Eine zugegeben selbstsüchtige Frage, die für eine Meinungsbildung jedoch keine unerhebliche Rolle spielt.

Die Öffnung der Ehe für alle, über die im September abgestimmt wird, bedeutet, dass jeder den Menschen heiraten kann, den er liebt. Eigentlich eine Selbstverständlichkeit, aber in der ansonsten modernen Schweiz hängt die zivile Eheschliessung (noch) von der «richtigen» sexuellen Orientierung ab. Gleichgeschlechtlichen Paaren ist sie verwehrt, und das ist etwa so, als würde man Menschen aufgrund «falscher» Gedanken die Teilnahme an Debatten verbieten. Die falsche sexuelle Orientierung gibt's nämlich nicht.

Ist meine Ehe weniger wert oder gar bedroht, wenn Kurt Aeschbacher seinen langjährigen Partner heiratet? Solche Sorgen scheinen einige tatsächlich zu plagen; die Antwort ist nein. Für alle anderen ändert sich nichts. Kein Heterosexueller wird gezwungen, einen Mann zu heiraten. Keine Frau, die auf Männer steht, muss künftig lesbisch werden, damit sich ihr Traum in Weiss erfüllt. Jeder darf immer noch heiraten, wen er möchte – Wahnsinn, nicht?! Wenn Homosexuelle heiraten, nimmt dies weder jemandem etwas weg, noch wird das Modell «Familie» dadurch geschwächt; es leben einfach alle im gleichen Verbindungsstruktur. Ausserdem: Schwule und Lesben haben genauso das Recht, unglücklich zu sein, wie alle anderen.

Man muss die gleichgeschlechtliche Ehe nicht ekstatisch feiern. Muss keine Parade dafür abhalten. Muss den Wunsch Homosexueller nach einer zivilen Heirat nicht einmal verstehen. Aber

nur, weil man etwas nicht begreift oder ablehnt, weil es in der eigenen Weltanschauung keinen Platz findet, sollte es nicht verboten sein. Wir leben in einer liberalen Gesellschaft, und wer immer eine Ehe eingehen will, soll das tun dürfen. Alles andere ist Ungleichbehandlung.

Argumente wie zum Beispiel, dass man Begriffe nicht so einfach umdeuten könne und eine Ehe etwas zwischen Mann und Frau sei, liefern keinen ausreichenden Grund dagegen, denn Begriffe entwickeln sich im Laufe der Zeit, haben heute nicht mehr dieselbe Bedeutung wie vor hundert Jahren. Wer die «Ehe für alle» verhindern möchte, will doch im Grunde anderen Menschen vorschreiben, was sie tun dürfen und was nicht. Hat das nicht etwas Herablassendes?

Lustig dabei ist, dass manche konservativ eingestellten Menschen bei dem Thema so befindlichkeitsgetrieben sind, dass sie nicht merken, wie sie nun die sexuelle Orientierung von Individuen ins Zentrum rücken – also genau das tun, was sie ansonsten der identitätspolitischen Linken vorwerfen: das Herumreiten auf Merkmalen wie Geschlecht, Hautfarbe und sexuellen Vorlieben anstelle von Charakter und Qualitäten. Die sexuelle Orientierung sollte aber keine Rolle spielen, weder beim Heiraten noch beim Beurteilen einer Person; sie widerspiegelt weder deren Wesen noch deren Werte. Selbstverständlich muss niemand Leuten Applaus spenden, die sie demonstrativ zur Schau stellen, als wäre es eine besondere Leistung. Und auch nach anderen Prinzipien zu leben, geht völlig in Ordnung. Man sollte sie nur nicht allen anderen aufzwingen wollen.

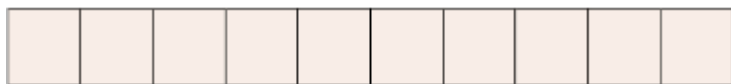
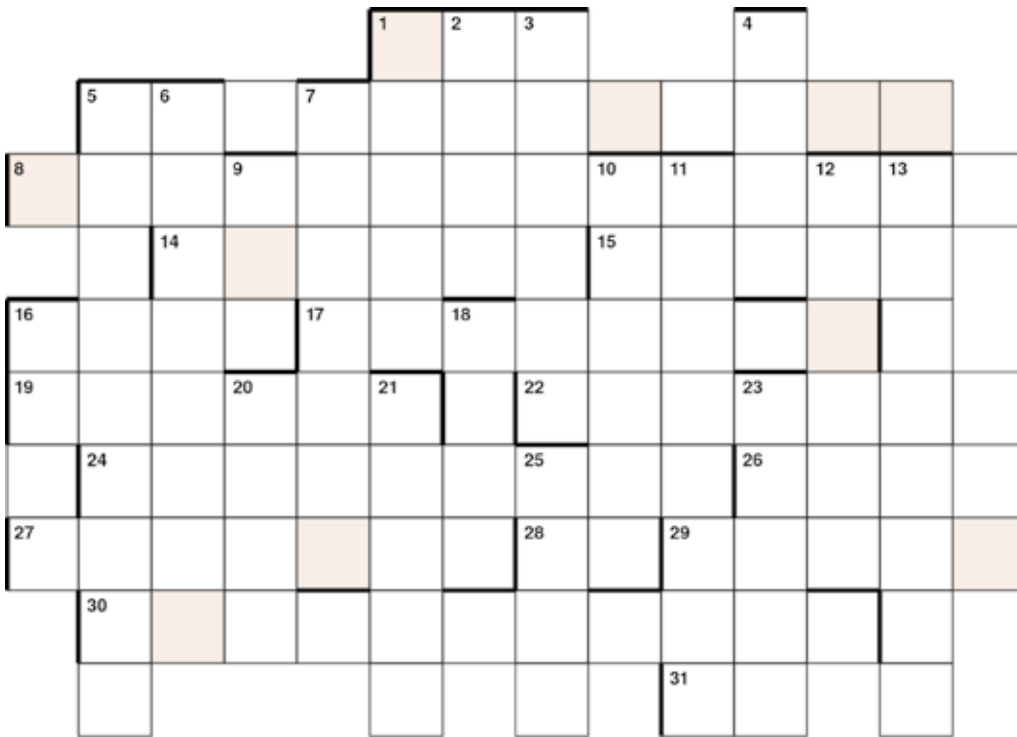
Propos Werte: Gleichgeschlechtliche Paare bilden eine Familie wie alle anderen auch, darum sollte ihnen auch die Möglichkeit zur Samenspende und zur Kinderadoption nicht

verwehrt sein. Bei Letzterer kann man nun einwenden, das Ideal für ein Kind sei, wenn es Vater und Mutter hat, beide Geschlechter als Vorbilder, da Männer und Frauen unterschiedliche Perspektiven ins Leben und in die Erziehung eines Kindes einbringen. Studien zeigen zum Beispiel, dass Väter strenger sind. Auch animieren sie ihre Kinder mehr dazu, Dinge zu wagen, etwa den Kopfsprung ins Wasser oder auf Bäume zu klettern. Mütter sind punkto Ausprobieren von Neuem eher vorsichtiger; bei Problemen sind sie tendenziell die besseren Trostspender, sie kommunizieren einfühlsamer.

Solche Dinge sind sicher richtig und wichtig. Der Punkt ist aber: Bei einer Adoption, bei der die Eignung der Eltern unerbittlich durchleuchtet wird, wird einem Kind ja nicht die perfekte Familie genommen – und nun lebt es, blöd gesagt, mit zwei Männern zusammen, die den ganzen Tag im Wohnzimmer zu «Y.M.C.A.» von den Village People tanzen – wie manche es sich vielleicht tatsächlich vorstellen. Sondern es handelt sich um ein Kind ohne Eltern, das sonst vielleicht im Heim leben würde, wo Zuwendung begrenzt und Liebe spärlich ist, und das nun ein erfüllendes Zuhause bekommt.

Ausserdem ist der Faktor, einen Vater und eine Mutter zu haben, noch lange keine Garantie für eine glückliche Kindheit oder eine Voraussetzung dafür, als guter Mensch in die Geschichte einzugehen. Zerrüttete Familien, Gewalt und Drama, das kommt überall vor. Es gibt keinen Beleg dafür, dass Kinder gleichgeschlechtlicher Eltern nicht genauso geschützt und geliebt aufwachsen wie die anderen. Das ist doch, was zählt. Mit der Annahme der Volksabstimmung werden auch Ungleichheiten im Bereich der Adoption beseitigt.

Folgen Sie unserer Autorin auf Twitter@TamaraWernli



Lösungswort — Dabei vergisst man beim Gustieren das Sistieren.
Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

Waagrecht — **1** Ab oder auf geht's: ab- oder aufgegangen. **5** Spezielle partielle Portionen ausdrücklich für ebensolche Personen. **8** Gardet trotz Zentralbefall mit Dresenfressern Roben. **14** Wegen eines derartigen Nagers, ein Gräber, mutierte Bill Murray vom groundskeeper zum Jäger. **15** Zu einem gewissen röhriigen Knochen gehörig. **16** In einer Ecke des so benannten englischen Gartens lauschen Passanten Referaten. **17** Die greifen mit Motoren Rotatoren unter die Füsse. **19** Klappt es gleich beim ersten Anlauf, klappt es darauf. **22** Nicht bloss irgendeine, sondern *die* Lebakovhcsinaps. **24** Selbst Oelbilder lassen sich aus den Komponenten dieser Kompositionen komponieren. **26** Er, in dem Fall im Wemfall. **27** Etwa das, grammatisch angepasst, steht vor etwas, steht das unter Meereinfluss. **28** Nicht eigentlich für sich, doch mit und für sich eigentlich. **29** Eine relativ kleine Partie der Grande Boucle. **30** Was ein Fouler und vermutlich auch ein Fauler ist. **31** Die Wähler dieses Kantons dürfen nicht wählen, ob sie wählen wollen.

Senkrecht — **1** Trinken Poeten nur zum Verg-Essen. **2** Im Löchli, Lungern, Langweiler. **3** Hört man zum Beispiel von rechts «ne, ne, ne!» und von links «jo, jo, jo!», dann nennt man das so. **4** Deutet mit d'œil dran diskret an. **5** Beschämt bescheiden und erst noch von geringer Grösse. **6** Ertönt dessen Halali-Schrei, ist die Schieserei vorbei. **7** Einfach zweifach. **9** Gelber Sprungfelder, der ist, was, wer nichts wird, wird. **10** In Drei-Drei-Vier mal drei hat es davon genau zwei. **11** Eine Oryza-Varietät heftig haftiger Qualität. **12** «Ja, der ist Deutscher und deutsch sein, das ist schwer; wer so deutsch wie der ist, der ist sonst gar nichts mehr.» – Die Toten Hosen **13** Am Ende der Champs liegt eine grosse Place mit Monument, gesucht ist dessen siegreiches Segment. **16** Streckt sich jemand nach jedem aus Stroh, ist er um jede Chance froh. **18** Wen, ein was und in dem Fall im Wenfall, man laut Horaz besser geniesst, eh er verfließt. **20** Die pelecaniforme unter Mietbettenketten. **21** Trägt das schmucke Stück ein Tier, wird daraus ein Juwelier. **23** Das H wie andernorts manchenorts ausgesprochen ausgeschrieben. **25** Bis zu diesem Zeitpunkt: bis zu diesem Zeitpunkt.

I=J=Y © Andri Martinelli – Rätselfactory

Lösung zum Denkanstoss Nr. 726



Waagrecht — **6** UTENSILIEN **12** SCHWIMMFLUEGEL **15** OIDIUM: echter Mehltau **17** (Zuf)RIED(enheit) **18** WELLE **19** TENTAKEL **21** PERIODISIERT **24** FEG(!) **25** [SEE][SAW]: engl. wippen oder auch das Hin und Her **26** UK: United Kingdom, bestehend aus Grossbritannien und Nordirland **27** HER **28** [HEREIN][BITTE]: Popkultur-Vampire muss man hereinbitten. **31** LITRE: franz. Liter **32** VEGANER

Senkrecht — **1** ZUHOERERIN: Auditorium bedeutet auch Zuhörerschaft. **2** NEIDLOSER: Anagramm von «ordne, lies!» **3** ALLE meine Entchen (Kinderlied) **4** ENGE **5** Wie Pech und SCHWEFEL zusammenhalten **7** TWILIGHT: Roman von Stephenie Meyer **8** SMUTIE: Schiffskoch (von niederdeutsch Smut = Schmutz) **9** IF: engl. wenn **10** IURTE: bedeutete etwa Heim **11** Sich BEDECKT halten **13** MIEDER **14** Das EI des Kolumbus **16** [MESSI]E: Anspielung auf den Fussballer Lionel Messi **20** NIAN Cat: Netzkultur-Meme **22** (An)RAIN(er) **23** Einer kann einen mal am Tüffel TUTEN! **29** EVA **30** BAD: Archimedisches Prinzip

Lösungswort — **NASENKROETEN**



EMS – Innovativ, weltweit erfolgreich in den Geschäftsbereichen Hochleistungspolymere Spezialchemikalien



GO BEYOND ZERO

TOYOTA MIRAI



NULL EMISSIONEN REICHEN NICHT – ER REINIGT SOGAR DIE LUFT

Der neue Toyota Mirai mit Wasserstoffantrieb ist der Vorreiter der Automobile mit Brennstoffzelle. Er verbindet führende technologische Innovationen mit elegantem Design sowie dynamischem Antrieb und emittiert nur Wasser. Der Mirai reinigt die Luft während der Fahrt: ein Beitrag zur besseren Zukunft unseres kostbaren Planeten. Lehnen Sie sich zurück und entdecken Sie die Kraft des Wasserstoffs.

Jetzt Probe fahren!

Mirai Business, Brennstoffzelle, 5-Türer, 134 kW/182 PS, Ø Verbr. 8,8 m³/100 km, CO₂ 0 g/km, En.-Eff. A. Zielwert Ø CO₂-Emission aller in der Schweiz immatrikulierten Fahrzeugmodelle 118 g/km. Gemäss Prüfzyklus WLTP.

